

1. Kapitel

Irgendjemand im Haus bildet sich ein, Klavierspielen lernen zu müssen. Das muß man ihm unbedingt ausreden, der Lärm von der Straße reicht. Wir werden ihm also einen Besuch abstatten. Aber wir dürfen keineswegs das Thema direkt ansprechen, das erzeugt Widerstand.

Vielleicht eher die Vorzüge der Stille preisen, oder die platzsparende moderne Unterhaltungselektronik mit ihren klangtreuen, praktischen Kopfhörern? Da fällt mir ein, wie wenig man doch die Leute kennt, die im selben Haus wohnen, vom Häuserblock gar nicht zu reden. Keine Ahnung, wer das sein könnte und wie der aussieht. Es wechseln neuerdings auch die Mieter recht häufig. Früher lebte in einer Wohnung jahrelang die ein und dieselbe pensionierte Witwe mit Hund, die man wenigstens vom Sehen kannte. Jetzt, nachdem sie weg ist (wohin wohl?), kommen immer irgendwelche Studenten, die mit ihrem ganzen Übersiedlungs-Krimskrams wochenlang den Flur verstellen, und dann bleiben sie ohnehin nur ein Jahr oder ein halbes, bis sie ihr Studium abbrechen, oder doch lieber wieder zur Mama ziehen, weil sie sich die Miete nicht leisten können oder weil sie als Kellner in ihren Uni-Kneipen den oder die Auserwählte getroffen haben, bei dem sie viel günstiger Unterschlupf finden. Die spielen aber sicher nicht auf irgendeiner Klaviatur, weder da noch dort.

Unter welchem Vorwand soll ich also, diesem holprige Geklimper folgend, an jener Tür läuten und Überzeugungsarbeit im Dienste der eigenen Nervenschonung leisten?

Da fällt mir ein, was Jupp schon seit längerer Zeit, genau genommen immer, wenn wir uns sehen, vorschlug, allerdings in einem anderen Zusammenhang. Ich mag ja Jupp nicht besonders, aber er hält große Stücke auf mich, und irgendwie schmeichelt das einem dann doch, und insofern mag ich ihn auch, zumindest gibt er mir das Gefühl einer gewissen Wichtigkeit, da kann man schon über ein paar Kleinigkeiten hinwegsehen. Seine eigenartigen Lebensumstände etwa. Ich lebe zwar auch nicht im Luxus, bei weitem nicht, im Gegenteil, meine chronische Geldnot würde dies gar nicht erlauben, aber wie er haust, das könnte ich auf Dauer nicht ertragen. Freilich war ich noch nie bei ihm zu Besuch, es reicht mir, wenn er darüber erzählt. Oder seine Anschauungen. Sowas wie Moral oder Werte existiert für ihn überhaupt nicht, das hält er für altmodisches Zeug, das einen nur vom wirklichen Leben abhält, wie er sagt.

Ob er da nicht übertreibt? Zumindest wirkt sich diese Einstellung bei ihm auf sonderbare Weise aus. Man könnte sagen, die Konsequenzen so einer Haltung führen mitunter in seltsame Gefilde. Wenn er zb über „Sanierungskonzepte“ redet. Jupp redet überhaupt viel und gern. Normalerweise wird mir meist bald langweilig, wenn jemand sich ellenlang ausbreitet, aber bei Jupp stört es mich nicht, weil er sich dabei selbst nicht so wichtig nimmt und immer einen Schuß Abstand und Ironie in seine Sprüche verpackt.

Seine Sanierungskonzepte betreffen natürlich ausschließlich seine Briefftasche, und meistens haben wir viel Spaß, wenn er einmal richtig loslegt. Manchmal weiß ich allerdings nicht, wie weit der Spaß reicht und ob er es mit der einen oder anderen Idee nicht doch ernst meint.

So hat er mich – nun schon ein paar Mal, aber immer mit einem Augenzwinkern – animiert, herauszufinden und ihm doch einen Tip zu geben, in welcher der

Wohnungen wohl am meisten zu holen wäre. Das ist nicht dein Ernst, Jupp, du willst doch nicht einbrechen? Habe ich gesagt. Quatsch, ich hole mir doch nur ab, was ungebraucht herumsteht und nicht mehr verwendet wird, früher oder später landet ja alles ohnehin am Müll. - Was soll man darauf schon antworten! Es stimmt, in den meisten Wohnungen, egal wie klein sie sind, hat sich so viel Zeug angesammelt, dass es fast eine Erleichterung bedeutet, wenn jemand es fortträgt und dafür noch eine Verwendung findet, zumindest in meiner ist das so; und um es selbst wegzuschaffen, dafür ist man viel zu bequem oder hat Wichtigeres vor, zumindest bei mir ist es so, auch wenn man sich dann täglich ärgert, weil man über Dinge stolpert, die im Weg herumliegen und einen nur an die Vergangenheit erinnern oder an irgendwelche Sachen, die man erledigen sollte.

Und wie stellst du dir das vor? Ich soll überall anläuten, bei Leuten, die ich gar nicht kenne und einen Rundgang durch ihre Wohnung machen, ob es sich bei denen lohnt, soll ich etwa den Hausverwalter spielen oder den Gaskassier oder einen Versicherungsheini?

Jupp hat dann den Kopf etwas schief gehalten, die Stirn ein wenig zusammengekniffen und mich mit seinem spitzbübischen Lächeln angeschaut. Keine Sorge, da fällt mir schon was Besseres ein. - Und was genau? Das interessiert mich jetzt nämlich. Du meinst, du findest etwas, wo mich wirklich jeder in seine Wohnung reinläßt? - Klar, es muß nur überzeugend sein. Und ungewöhnlich. Und so einfach, dass es dir niemand abschlagen kann. - Na gut, was soll das sein, dann sags. Weißt du schon? - Machst du es, wenn ich es dir sage? - Äh, das muß ich mir noch überlegen. - Wenn du es dir überlegt hast, sag ichs dir.

So ist er immer, aber man kann ihm nun einmal nicht böse sein. Später hat er mirs dann doch gesagt, weil er eine geniale Idee, zumindest wenn er sie für eine solche hält, ohnedies nie für sich behalten könnte oder weil er wusste, dass er mich mit Erpressungen nicht rumkriegt oder weil er wollte, dass ich langsam Geschmack an seinem Vorhaben finde; ich muß zugeben, die Idee war wirklich genial. Trotzdem wäre mir nie im Traum eingefallen, sie durchzuführen und an Türen wildfremder Leute zu klingeln, bis - ja bis eben heute.

Du sagst einfach, du bist Schriftsteller, schreibst an einem Buch über das Haus und die Gasse, in der du wohnst und möchtest alle Leute kennenlernen, die auch hier wohnen. -

Schriftsteller, so ein Blödsinn, das glaubt mir niemand. Das hätten sie doch früher gemerkt! -

Glaubst du, man sieht es jemand an, wenn er schreibt? - Nicht direkt, aber... Und du glaubst, das funktioniert? Was sollen sie denn erzählen? - Klar funktioniert das. Jeder wird sich freuen, dass er endlich wichtig genommen wird. Egal was sie erzählen, du wirst eine Menge erfahren, die ganzen Lebensumstände - das sind wertvolle Informationen, und du wirst eine Menge sehen, in den Wohnungen. Du hast gar keine Ahnung, wie gerne sich die Leute reden hören! - Das stimmte natürlich, Jupp selbst war das beste Beispiel dafür. -

Schriftsteller...

Ja, als Schriftsteller darf man das womöglich. Einen angehenden Klavierspieler verhören.

Warum nicht? Aber nur den. Und Jupp nichts davon sagen; auf keinen Fall! Obwohl, wenn es ein Pensionist wäre, der kaum mehr etwas sieht. Wenn der so schlecht sieht, wie er hört, also spielt, dann merkt der doch gar nicht, ob etwas aus seiner Wohnung fehlt. Jupp würde das dann schon irgendwo verhökern, bei dem merkwürdigen Bekanntenkreis, den der hat. – Nein, kommt gar nicht in Frage. Denken wir lieber etwas anderes. Was wollten wir heute denken? Nichts Bestimmtes. Was hatte ich heute vor? Nachdenken, wie man zu Geld kommt.

Was sind Schriftsteller eigentlich für Menschen?

2. Kapitel (Linda Entz)

Ich drücke also den Messingklingelknopf. Bollinger steht darüber, immer noch, in altmodischer Handschrift auf vergilbtem Papier. Bollinger, so hieß die pensionierte Witwe mit dem Hund. Der war an Altersschwäche eingegangen. Aber sie - keine Ahnung. Habe sie einfach eine Weile nicht mehr gesehen. Und trotzdem hängt hier noch ihr Namensschild...

Ganz still ist es im Haus, kein Klavier mehr zu hören. Nur mein Klingeln, zum zweiten Mal jetzt. Irgendwie steigt plötzlich ein grusliges Bild in mir auf: die Bollinger, die ihre Wohnung nie verlassen hat, sitzt vielleicht gerade mumifiziert im Sessel und -

Da geht die Tür auf. Im ersten Moment bin ich erschrocken, von wegen Mumie und so, aber das Gesicht da in dem Türspalt sieht zwar nicht nach der Witwe, doch beruhigend lebendig aus.

Wobei beruhigend schon zuviel gesagt ist. Ein einzelnes Auge unter einer buschigen Augenbraue, ein halber, schmallippiger Mund, ein Stück bärtiges Kinn. Die Türkette teilt das halbe Gesicht noch mal in zwei Teile.

Das untere Viertel bewegt sich jetzt. Was ist, was wollen Sie, ich hab keine Zeit, sagt der Mann, und ich komme mir dumm vor. Wenn Jupp doch jetzt hier wäre.

Der kann mit allen umgehen, erst recht mit den Eiligen und den Misstrauschen.

Irgendwie macht mir der geviertelte Typ auch nicht den Eindruck eines Klavierspielers. Oder, besser gesagt, scheint er zu der Sorte von Leuten zu gehören, die meine Frage nach musikalischer Betätigung oder dem, was sie dafür halten, nur mit einer zufallenden Tür beantworten würde.

Also, mal sehen, ob man hier mit Jupps Methode landen kann. Nur so, sage ich mir, es ist wie eine Wette mit mir selbst. Bin gespannt, ob du damit reinkommst. Ja, also, es ist so, höre ich mich sagen, ich bin Schriftsteller.

Die Augenbraue im Türspalt hebt sich. Ich rede unbeirrt weiter, erzähle von dem Projekt, von den Menschen im Haus, und behaupte, dass mich schon sehr viele unterstützt hätten - eine glatte Lüge, Jupp wäre stolz auf mich. Unwahrheit macht Eindruck, der halbe Mann scheint nachzudenken. Sie waren schon bei fast allen? fragt er, ich nicke und kreuze die Finger hinterm Rücken. Der Halbe mustert mich noch mal, sagt Moment und schließt die Tür. Es rumpelt und poltert, dann ist es still.

Siehst du, er lässt dich nicht rein, er vergisst dich einfach, denke ich, und im gleichen Augenblick öffnet sich die Tür.

Aber nur kurz. Ich hab zu tun, sagt der jetzt ganze Mann und geht voraus in einen Wohnzimalptraum aus dunkler Eiche. Vor dem großen Fenster steht ein Fernrohr.

Ach, Sterne, sage ich; nein, Blondine, gibt er zurück. Diese umwerfende Ehrlichkeit macht mich erst mal sprach- und wehrlos. Gibt ihm die Gelegenheit,

meinen wunden Punkt zu treffen: So, Sie sind Schriftsteller. Was haben Sie denn so veröffentlicht?

Schön, das ist nicht meine Lieblingsfrage, und eigentlich stell ich hier die Fragen, aber gut, ein bisschen bin ich vorbereitet. Es gibt eine Antwort, die wahrscheinlich verlegenes Schweigen folgen lässt, also sage ich genüsslich: Ich bin, ähm, bis jetzt hauptsächlich Lyriker. Dies wird mein erster längerer Prosatext, und -

Ach, Lyriker, unterbricht mich der Mann, und etwas in diesem Ach gefällt mir ganz und gar nicht. Ja ja, sage ich, versuche abzulenken: Interessante Einrichtung. Sieht aus wie Frau Bollingers Schrank.

Das war nur so dahingesagt, ein Witz, keine Ahnung, wie sich die Bollinger eingerichtet hatte, aber dunkle Eiche würde passen. Doch tatsächlich sagt der Typ, ja, das ist Frau Bollingers Schrank, ich bin ihr Neffe, sie wohnt jetzt im Heim. Und wie war das jetzt mit der Lyrik?

Mir wird heiß, ich gehe, vorbei an dem Fernrohr, das auf eine Wohnung im Block gegenüber gerichtet ist, einen Schritt hinaus auf den Balkon, die Tür steht ja offen, lehne mich draußen ans Geländer und halte Ausschau nach der Blondine. Keine Chance, mit bloßem Auge. Der Typ, dessen Name wohl auch Bollinger sein könnte, steht direkt hinter mir und beobachtet mich. Er sieht, wie mein Blick auf das Gewehr in der Ecke hinter dem Gartenstuhl fällt.

Luftgewehr, sagt er und lässt mich nicht aus den Augen; wegen der Tauben. Die Ratten der Lüfte, sage ich, mir wird unbehaglich, ich kehre eilig zurück in den Eichenalptraum. Ratten, ein gutes Stichwort, sagt er, mir wird noch unbehaglicher, doch er nimmt bloß ein Buch, das auf einem Stuhl beim Fernrohr gelegen ist, Georg Heym, sagt er und hält es mir unter die Nase; das lese ich gerade, hier, *wie eine schwarze Schar von großen Ratten, so stehn die Schirme vor des Bahnhofs Mund*. Abwartend sieht er mich an, seine Augen leuchten, auch das noch, musste ich ausgerechnet auf einen Lyrikfreund treffen? Ja, ganz großartig, sage ich schwach, reiße mich dann aber zusammen und tue so, als hätte ich eine Meinung: Wenngleich Heym für meinen Geschmack etwas zu präntiös ist, verkünde ich, ohne zu wissen, was das heißt, aber ich habe das einmal jemanden im Fernsehen sagen hören und es machte Eindruck.

Interessanter Standpunkt, entgegnet der Bollinger-Neffe etwas enttäuscht, klappt das Buch zu. Dann sieht er zum Fenster und meint unvermittelt, jetzt muss ich arbeiten, wenn Sie mir einen Ihrer Lyrikbände leihen könnten, ich wäre sehr interessiert, aber jetzt -

Doch so leicht werde ich es ihm nicht machen. Nachdem er mich nun schon einmal reingelassen hat, werde ich das Spiel erst dann beenden, wenn ich ein bisschen mehr herausgefunden habe. Irgendwie fängt dieses Schriftstellerding an, mir zu gefallen. Man kann pseudo-intellektuelles Geschwafel in den Raum werfen und wird noch ernst genommen. Ja, wirklich: Hätte mein normales Alltags-Ich zu jemandem gesagt, Georg Heym sei präntiös, die Reaktion wäre schallendes Gelächter oder betretenes Schweigen gewesen. Lässt dagegen mein neues Schriftsteller-Ich dergleichen vom Stapel, dann heißt es: Interessanter Standpunkt. Sieh einer an. Dachte gar nicht, dass Jupp auch einmal was Aufbauendes einbringt, selbst wenn ihn dieser Aspekt wahrscheinlich am allerwenigsten interessiert hat. Wie auch immer, der Bollinger-Neffe steht noch immer da, wo er sich hingepflanzt hat, mit in Richtung Tür ausgestrecktem Arm, eine im wahrsten Sinne des Wortes ausladende Geste, die ich geflissentlich übersehe. Ah, arbeiten, was arbeiten Sie denn so, frage ich, betont langsam, während er kurz mit dem Arm rudert, als sei er in unruhiges Gewässer geraten. Dann betrachtet er mich mit zusammengekniffenen Augen und kommt einen Schritt auf mich zu: Jetzt passen Sie mal auf...

Das tue ich, zeige ihm eine Unschuldsmiene. Also bremst er sich wieder ein und will seinerseits wissen: Haben Sie keine anderen Fragen? Äh, ich - Ich rede nicht so gern über mich.

Dann vielleicht über ihre Tante, schlage ich vor; Tante, welche Tante - ach so, die Tante, entgegnet der Lyrikfreund und beginnt wieder zu rudern. Um ihn nicht nervös zu machen oder endgültig zum Kentern zu bringen, nehme ich forsch ein paar Schritte nach vorne, an ihm vorbei, drücke mit den Worten: Ich darf doch? die Klinke einer bislang geschlossenen Tür und stehe schon im Nebenzimmer. Er eilt mir nach, mit zwei Sätzen ist er bei mir, folgt meinen Blicken. Käseweiß im Gesicht, dabei ist hier, abgesehen von einer Fortsetzung der Geschmacklosigkeit, nichts Schreckliches zu entdecken. Das Schlafzimmer. Ein ungemachtes Bett, Möbel im Siebzigergrün, ein Paar rosa Pantoffeln. Na schön, das ist peinlich. Schnell mache ich kehrt, er folgt mir auf den Fersen, während mein neues Schriftsteller-Ich den röhrenden Hirsch über dem Bett zu einem Stegreifvortrag über Auswüchse der modernen Wohnkultur zum Anlass nimmt. Jedoch, der Gesprächsball wird nicht angenommen, Bollinger bleibt stumm. Erst als ich mich frech der nächsten Tür nähere, wirft er sich davor, breitet beide Arme aus, ein Ruderer in Oxford, der nun erstmals bedenklich laut wird: Halt! Hier nicht! Hier ist meine, äh, Dunkelkammer!

Na, warum denn nicht gleich so.

Sie sind also Fotograf, helfe ich; er nickt, irgendwie erstaunt, als sei ihm das auch eben erst wieder eingefallen.

Darf ich einmal ein paar Bilder sehen, frage ich, so unter Künstlern? Zur Zeit nicht, gibt er zurück, nun müsse er wirklich dringend weiterarbeiten, und überhaupt, wie ich hier hereinplatze, gerade jetzt; nächste Woche, von mir aus, da habe er mehr Zeit, da sei die Serie abgeschlossen.

Ein zweiter Termin, wo Sie mir ein bisschen mehr erzählen? Von mir aus. Fein. Gut, dann auf nächste Woche, nicke ich im Hinausgehen, froh, mich einigermaßen durchgesetzt zu haben. Das heißt, richtig froh auch wieder nicht. Denn in der Garderobe habe ich die Krücke von der alten Bollinger gesehen. Und ohne die geht sie nirgendwo hin.

So direkt ist hier für Jupps Sanierungskonzepte nichts zu holen, denke ich. Trotzdem: Einiges an dem Kerl kommt mir reichlich verdächtig vor, und das nächste Mal werde ich ihn schon noch fragen, wo genau sich seine Tante aufhält. Vielleicht ist er gar nicht ihr Neffe? Noch während ich mir das vornehme, setzt von irgendwo dieses blöde Klavier wieder ein.

3. Kapitel (Irene Wondratsch – Anfang und Margit Kröll – Hauptteil)

Weit bin ich noch nicht gekommen. Im Gegenteil. Wie helfe ich mir jetzt aus der Patsche? Der Bollinger-Neffe wird nicht der Einzige sein, der von mir was lesen will.

Ihm kann ich erzählen, sollte er mir zufällig am Gang begegnen oder bei mir anläuten, dass mein Werk vergriffen und mir sogar das letzte Exemplar abhanden gekommen ist. Dann wird er vielleicht das Manuskript lesen wollen. Dass auch das pfutsch ist, weil ich die Datei irrtümlich gelöscht habe, wird er mir nicht glauben. Ich muss mich auf jeden Fall besser vorbereiten. Und was präventiv heißt, sollte ich auch allmählich wissen – also gleich im Wiktionary nachschauen.

Bedeutungen:

[1] selbstgefällige, eingebildete, hochmütige, hochnäsige Ausdrucksweise in Schrift und/oder Sprache von Personen, die durch Fremdwort-überladene, gestelzte Wortwahl ohne entsprechendes Hintergrundwissen den Eindruck eines Experten vermitteln wollen.

Aha, das hätten wir geklärt. Außerdem sollte ich mir Notizen machen.

Brauche ich einen Schreibblock oder ein Diktiergerät – wie macht das ein echter Schriftsteller? Davon steht in keinem Buch etwas drinnen – zu ärgerlich! Ich atme dreimal tief ein und aus, schnappe mir Block und Kugelschreiber, mache mich auf den Weg zu einer anderen Wohnung, versuche zu klopfen. Was ist lauter? Mein Klopfen an der Tür oder mein Herzklopfen? Jetzt merke ich erst, wie lange es schon her ist, seit meinem letzten Ding. Damals raste mein Herz nicht so wild. Ich tat es einfach. So einfach ist es heute nicht mehr. Nochmal tief ein und ausatmen und los geht's. Ich klopfe an die Tür, warte, lausche, ob ich Schritte höre. Nichts. Hatte ich eine leere Wohnung erwischt? Nein, da stehen ja Schuhe davor. Vielleicht ist der Besitzer nur nicht hier. Ich werde Jupp einfach sagen, es hat nicht geklappt. Doch was ist das – mit einem Mal öffnet sich die Tür – und --- Alles, was ich sagen wollte, habe ich vergessen. Ein kleines Mädchen um die acht Jahre starrt mich an. – Was wollen Sie? – Ähm, ich bin Eduardo und suche jemanden. Ich schreibe ein Buch über dieses Haus und will möglichst jeden Bewohner einbinden. Ich weiß aber noch nicht, wer die Hauptperson sein wird!

Habe ich das wirklich gesagt? Wie kam ich bloß auf so einen lächerlichen Namen? Außerdem wird mir so einen Blödsinn nicht einmal ein Kind glauben. – Eduardo? Das ist aber ein komischer Name – Ist ja auch mein Künstlername. Mein richtiger Name ist viel zu langweilig. – Wie ist denn dein richtiger Name? – Äh -- Willst du in meinem Buch vorkommen? – Was wird das für ein Buch? Darf ich die Heldin sein?

Ich kann es selbst nicht glauben, aber das Mädchen frisst mir sozusagen aus der Hand. Sie will mehr wissen. Eigentlich kann ich den Spieß umdrehen. Wozu soll ich ihr denn etwas sagen, was ich selber nicht weiß. Es heißt doch, Kinder haben viel Phantasie. Ich tue einfach so, als ob ich etwas notiere, dann erzählt sie mir vielleicht eine Geschichte. Und wenn ich sie nach ihrer Wohnung frage, lässt sie mich vielleicht hinein. Denn wir stehen immer noch vor der Tür und sie hält die Tür so, dass ich nicht einmal den kleinsten Blick nach innen werfen kann. – Was stellst du dir denn vor? – Ich weiß nicht so recht. Darf ich fliegen? – Fliegen? Du willst fliegen? – Ja, viele Superhelden können fliegen, und ich will eine Superheldin sein!

Was habe ich mir da nur eingebrockt? Ich will doch kein Phantasybuch schreiben. Ich will einen ganz normalen Roman schreiben, nein eigentlich will ich gar nicht schreiben, sondern nur so tun als ob. Seltsam, jetzt habe ich mich schon wie ein Schriftsteller gefühlt, dabei weiß ich doch gar nicht, wie sich so einer fühlt! Wie komme ich bloß in die Wohnung? Jupp wird enttäuscht von mir sein, wenn ich es nicht schaffe.

-In meinem Buch gibt es keine fliegende Menschen oder magische Wesen. Es handelt von ganz normalen Leuten! – Ach, wie langweilig. Das will doch niemand lesen! – Warum langweilig? Ein Feuerwehrmann ist doch auch nicht langweilig, wenn er den Menschen das Leben rettet! – Doch! Wenn kein Brand ist, ist er genauso langweilig wie jeder andere! -

Das führt zu nichts. Ich muss mir etwas anderes überlegen. Wäre doch Jupp dabei, dem würde sofort etwas einfallen. Er wäre auch zweifellos besser für den Job geeignet. Außerdem mache ich das doch nur für ihn. Worauf habe ich mich da wieder eingelassen! Ich muss die Kleine ablenken. - Spielst du Klavier? - Ach nö, ich will doch keine langweilige Klavierspielerin in einem Buch sein. Da komme ich lieber erst gar nicht erst vor! Glaubst du, ich will mich vor meinen Klassenkameraden blamieren? - Spielst du denn? - Warum? Das geht dich gar nichts an! Das geht niemanden etwas an! Außerdem -- Ich muss jetzt meine Hausaufgaben machen.

Sie macht einen großen Schritt zurück und will die Tür schließen. - Warte! Wenn du willst, schreiben wir zusammen eine Geschichte, und du darfst dir aussuchen, wer du im Buch bist!

Habe ich sie überzeugt? Keine Ahnung, immerhin - die Tür ist noch einen Spalt offen. Überlegt sie, oder denkt sie, die Tür ist schon geschlossen? - Darf ich größer und schöner sein, ohne meinen Leberfleck im Gesicht? - Natürlich, obwohl - äh, jeder braucht ein Markenzeichen. Du hast deinen Leberfleck! Ich kann es nicht glauben. Sie will mich in die Wohnung lassen! Dabei frage ich mich, ob sie das überhaupt darf. Mir wurde noch beigebracht, unter keinen Umständen einen Fremden in die Wohnung zu lassen. Vertraut sie mir? Was würden ihre Eltern sagen, und wo sind die überhaupt? Jetzt muss ich mich aber auf das Buch konzentrieren und mit Belinda, ja so heißt sie, eine Geschichte schreiben. Fast hätte ich den wahren Grund vergessen. Ich sollte doch für Jupp spionieren. Belinda öffnet die Tür. Schnell erhasche ich einen Blick in die Wohnung. Was gibt es hier, was Jupp interessieren könnte? Ein Klavier kann ich noch nicht entdecken. Aber diese Wohnung ist um einiges größer als die meine, also könnte es genauso gut in einem anderen Raum stehen. Gerade will ich einen Schritt hineingehen, als Belinda mich wieder zurückdrückt. - Nein, tut mir leid, es geht nicht, nicht jetzt. Gerade sind --- meine Eltern --- sie werden jeden Moment kommen, und die wollen das bestimmt nicht. Aber - Aber was? - Wir können uns ja ein ander Mal treffen und das Buch schreiben! - Äh wie, ich meine, wann? -- Na von mir aus morgen, nach der Schule. Aber unten, im Park. Um zwei hab ich aus. - Ich sehe das Mädchen verwundert an. Was soll ich darauf antworten? Ich will doch in die Wohnung! Der Park interessiert weder mich noch Jupp.

- Schnell, hau ab, bevor dich meine Eltern sehen! Also bis morgen, um zwei! - Schon stehe ich wieder vor der verschlossenen Tür. Jetzt muss ich mich aber wirklich aus dem Staub machen, denn sonst kann ich noch den Eltern erklären, was ich hier mache. Jupp wird mich sicher auslachen, wenn ich ihm das erzähle. Soll ich es ihm überhaupt erzählen?

4. Kapitel (Karin Lang)

Im ersten Stock ist eine Birne der Treppenhausbeleuchtung kaputt. Warum fällt mir das auf? Warum interessiert mich das überhaupt? Weil ich nicht darüber nachdenken möchte, ob ich mich morgen wirklich mit dem Mädchen, Belinda, treffen möchte. Eher würde ich ihre Eltern kennen lernen wollen. Was für Menschen nennen ihre Tochter Belinda?

Habe ich tatsächlich Interesse an den Menschen?

Nein, Quatsch! Menschen sind komische Leute - das habe ich aus einem Film. Ich weiß zwar nicht mehr, aus welchem, aber das Zitat blieb kleben.

Weil es stimmt. Scheinbar. Nein, nein. Leute, Menschen, sind, wie sie sind. Wichtig ist das, was sie haben. Man kann das Blaue vom Himmel lügen. Zum Beispiel behaupten, man sei Schriftsteller. Man kann lange lügen, wenn man es geschickt anstellt. So lange, bis man Farbe bekennen muss. In dem Fall, bis man etwas selbst Verfasstes vorlegen kann.

Also ist man das, was man hat. Was man herzeigen kann. Klar, würde Jupp sagen, ist das Wichtigste das, was einer hat. Quatsch. Wieso denke ich überhaupt so einen Quatsch?

Besser, hier, an dieser Tür klingeln. Ich stehe ja schon eine geraume Zeit davor, versuche, im Halbdunkel den Namen auf dem Schild zu entziffern. Das Namensschild ist aus Messing und

- poliert!

Poliertes Messing scheint mir ein gutes Omen. Wer sein Messing poliert, der legt Wert darauf, seine Sachen in Schuss zu halten. Weil es Sachen sind, die es wert sind!

Jupp, denke ich, hier liegen ein paar Eier im Nest. Hier wohnt bestimmt der Osterhase!

Der Osterhase ist eine Dame um die Sechzig. Als erstes fällt mir ihr Duft auf. Sie riecht nach Flieder. Ob der Duft ihren Haaren entströmt? Die sind auch irgendwie lila, Fliederfarben.

Ein Nachbar, konstatiert sie, als sie mich fertig gemustert hat.

Sie kennen mich, frage ich. Erstaunt, dass es wirklich Leute in diesem Block gibt, die einen Nachbarn als solchen identifizieren können.

Aber natürlich, ich sei doch der Schriftsteller, der von Tür zu Tür geht.

Mir klappt der Kiefer eine Etage herunter.

Sie habe bereits auf mich gewartet. Wenn ich schon einmal im "Salon" Platz nehmen wolle, dann richte sie den Tee.

Übrigens hätte sie mir nicht hinterherspioniert. Es sei nur so gewesen, dass sie beim Polieren des Klingeschildes gehört habe, wie ich mich an einer der anderen Wohnungen vorgestellt habe.

Ja, dann, alles klar, antworte ich und staune nicht schlecht, als ich das, was sie als Salon bezeichnet hat, betrete.

Jede Menge Altertümer, auch abseits der freundlich lächelnden Gesichtszüge.

Wenn Jupp das hier sieht, dann legt er einen Freudentanz auf das Parkett.

Parkett!

Wer hätte gedacht, dass es in diesem Haus eine Wohnung gibt, die etwas Edleres als Laminat aufweisen kann ...

Die Dame kommt wieder. Dem Klingelschild nach heißt sie Isolde de Jong.

Ob ich meinen Tee mit etwas Milch zu mir nehme, ist eine rein rhetorische Frage. Noch während sie redet, bereitet sie ihn so zu, wie sie ihn auch selber trinkt. Das Porzellan ist hauchzart - ich weiß gar nicht recht, wie ich die Tasse angreifen soll. Vielleicht zerbröselt die Tasse schon durch bloße Berührung.

Dann beginnt Frau de Jong zu erzählen. Nachdem sie klargestellt hat, dass sie wahrscheinlich sowieso die interessanteste Person im ganzen Haus sei, monologisiert sie über ihr Leben. Kind aus reichem Hause, heiratete sie einen ebenfalls nicht arm zu nennenden Holländer, mit dem sie um die halbe Welt reiste, weil er einen Beruf hatte, der dies unabdingbar machte.

Kinder gab es keine, dafür verfiel der Mann immer mehr dem Spiel. Bevor das ganze Vermögen den Bach herunter ging, verstarb der Gatte. Woran, bleibt offen.

Ich vermute, wenn hier überhaupt eine spannende Geschichte zu holen ist, dann dort. Aber nachzufragen wäre unhöflich. Ich bin nicht Jupp, der sich jetzt

wahrscheinlich ein wenig über den Tisch zur Gastgeberin beugen und sie in konspirativem Ton fragen würde: Was ist denn dem Herrn Gemahl zugestoßen? Schließlich erhebt sich Frau de Jong und bietet von sich aus an, mir die Wohnung zu zeigen. Ich kann mein Glück kaum fassen und springe so schnell auf, dass ich fast eine Vase von einem Beistelltischchen reiße. Diese Antiquitäten mögen ja vielleicht bzw. hoffentlich wertvoll sein, aber etwas stabiler könnten sie schon in der Gegend herumstehen; naja, gerade noch mal gutgegangen.

Das Schlafzimmer ist eine Zumutung in Altrosa. Zu Isolde de Jong passt es aber. Boudoir kommt mir in den Sinn. Über dem Bett hängt ein Ölschinken, den ich mir einzuprägen versuche.

Mit Bildern kenne ich mich nicht besonders gut aus, aber da kann man sich schlaue googeln. Wer weiß, am Ende ist genau das Ding ein Vermögen wert. Nachdem ich sogar das Bad besichtigen musste - warum, ist mir ein Rätsel - bleibt Frau de Jong abrupt vor einer letzten Türe stehen, hinter die wir noch nicht geblickt haben.

Hier, so flüstert sie, befinde sich ihre Sammlung.

Was mag so eine alte Schachtel sammeln, frage ich mich noch, als sie in dem Raum, der kein Fenster zu haben scheint, das Deckenlicht anknipst. Überall an den Wänden sind schmale Borde angebracht. Und darauf, dicht an dicht, befinden sich - Köpfe!

Der Anblick ist im ersten Moment so unvermittelt und grausig, dass ich merke, wie mir der Magen nach unten sackt. Dann sehe ich genauer hin und erkenne, dass es sich in den meisten Fällen um Puppenköpfe handelt.

In den meisten Fällen, weil ich mir bei einigen Scheußlichkeiten nicht ganz sicher bin. Dazu müsste ich in das Zimmer rein. Beeindruckend, nicht wahr, haucht Frau de Jong. Ich nicke, spüre, wie mein Kopf mit meinem Rumpf verbunden ist. Eigentlich eine

Selbstverständlichkeit. Angesichts dieser Monstrosität vor mir aber etwas durchaus Bemerkenswertes.

Manche Köpfe seien von Affen, doziert Frau de Jong. Und ja, einen echten Schrumpfkopf habe sie auch. Ob ich mal ...

Nein, ich will nicht.

Oh, ich könne die Exponate auch gerne in die Hand nehmen. So empfindlich wären diese gar nicht. Und sollte etwas kaputt gehen, würde sie mir schon nicht den Kopf abreißen. Sie lacht schallend.

Ich kann gar nicht lachen.

Plötzlich will ich nur noch raus aus diesem verrückten Museum mit dieser Frau, die meint, sie wäre etwas Besonderes.

Soll Jupp doch mit ihr Tee trinken. Der hält um einiges mehr aus, als ich. Zum Teufel mit ihm. Abgang!

5. Kapitel (Eva Auterieth)

So früh bin ich schon lange nicht mehr aufgestanden, wenn ich Urlaub hatte. Ich freu mich schon tatsächlich auf die Recherchen für meinen Roman. Hab ich jetzt wirklich „meinen Roman“ gedacht? Egal, es macht einfach Spaß, einen Blick in die kleine Welt der anderen Hausbewohner zu machen. Obwohl ... ob man bei dem Bollinger-Neffen von einem Vergnügen sprechen kann, sei dahingestellt. Der Kerl gibt ganz offen zu, dass er ein Voyeur ist, als ob das ganz normal wäre.

Komisch, eigentlich ... was soll's, jedem das Seine. Ich darf nicht auf die anderen Mieter vergessen – und mit der Kleinen treffe ich mich um 14 Uhr im Park. Aber das Gewehr am Balkon von der Bollinger ist schon ein wenig beunruhigend.

Plötzlich hämmert es an meine Tür. Automatisch gleitet mein Blick über den Raum. Gibt es etwas, was ich verstecken sollte. Eine alte Gewohnheit aus der Zeit, in der noch in jeder Ecke ein Hinweis auf meine Rauchgewohnheiten zu finden war. Die kunstvolle Wasserpfeife, die ich aus einem Urlaub in der Türkei mitgebracht hatte, und die vielen Chillums aus Bruyèreholz oder Ton, und mein Schmuckstück aus Meerscham. Aber was sollten die Bullen jetzt noch von mir wollen? Jetzt, wo ich zu einem angepassten Mitglied der Gesellschaft mutiert bin. Dennoch, etwas verunsichert geh ich zur Tür und schau durch den Spion, wer da wie irr auf meine Tür einschlägt. Ja bitte? – Es ist der Voyeur von gegenüber. – Was gibt's denn?

Ob ich nicht kurz aufmachen könnte, fragt er, er hätte nur eine ganz kleine Bitte an mich, meint er. Na ja, erschießen wird er mich ja doch nicht. Ich mach also die Türe auf und denke mir, so beschissen haben sich die, bei denen ich gestern geklopft habe, wohl auch gefühlt.

Der steht tatsächlich mit dem Gewehr in der Hand vor meiner Tür! Automatisch will ich die Tür gleich wieder zumachen, aber er stellt seinen Fuß in die sich schließende Tür. Obwohl er sichtlich bemüht ist, für seine Begriffe freundlich dreinzusehen, bemerke ich, dass er mehr als nur nervös ist. – Keine Sorge, sagt er hastig, ich möchte Sie wirklich nur um einen Gefallen bitten. – Jetzt erst sehe ich, dass er auch das Fernrohr mitgebracht hat. Es steht genau hinter ihm. – Ich erwarte Damenbesuch ... ähm ... das heißt, meine äh, die Blondine ist gerade aus dem Auto ausgestiegen, bevor ich zu Ihrer Tür herübergelaufen bin. Und ich glaube, das Fernrohr und das Gewehr kommen nicht so gut, wenn ich bei ihr landen will. Könnten Sie das für mich aufbewahren? ... Bitte! – Dabei stellt er das Fernrohr neben mich in mein Vorzimmer, drückt mir das Gewehr in die Hand und lässt mich sprachlos zurück, während er zur Bollinger-Tür zurückläuft. – Vielen Dank, ruft er noch über die Schulter zurück. – Aber bitte, gehen Sie jetzt damit rein, sonst sieht die Blonde Sie noch damit! – Und schon fällt die Bollinger-Tür ins Schloss.

Was war das jetzt? Kann er das Zeug nicht bei sich irgendwo verstecken, in einem Kasten oder wo auch immer? Doch mir bleibt keine Zeit zum Nachdenken. Schon hält der Lift, die Tür geht auf - ich ziehe mich rasch in meine Wohnung zurück. Weiter unten im Haus gibt es einen Tumult. Da schreien Männer durcheinander, es klingt, als ob da jemand Befehle geben würde. Schwere Schritte im Treppenhaus lassen erahnen, dass hier gleich noch mehr los sein wird. Leise, ganz leise drücke ich meine Türe zu und presse mein Ohr daran – das wird jetzt wohl schon zur Gewohnheit. Nur dass ich dieses Mal nicht nach innen, sondern nach außen spioniere.

Was ich da höre, lässt mich erstarren: Polizei – aufmachen! – tönt es von draußen, und ich steh mit einem Gewehr in der Hand und einem Präzisionsfernrohr da. Von wegen Blondine. Er muss gesehen haben, wie die Polizeiautos auf dem Parkplatz vor unserem Block eingetrudelt sind. Sein Glück, dass dazwischen noch die große Grünanlage liegt, sonst hätte er gar keine Zeit mehr gehabt, die zwei Dinger zu mir herüberzubringen. Schade, dass meine Fenster in den Hof gehen und der Parkplatz nicht in meinem Blickfeld liegt. Wo

soll ich denn nur hin mit dem Zeug? Vorzimmer? – Nein, kein Platz! Wohnzimmer? Nein, auch nicht! In der Küche gibt es nur kleine Kästchen, also bleibt einzig und allein das Schlafzimmer. Das Gewehr in der Hand stürme ich zu meinem Bett, öffne den Bettzeugkasten und lege es vorsichtig hinein. Keine Ahnung, ob es geladen ist. Nur eines weiß ich genau: Ein Luftgewehr ist das nicht. Das Ding hat ein Zielfernrohr und einen Schalldämpfer.

Das Stativ des Fernrohrs klappe ich ein wenig zusammen, damit es weniger Platz einnimmt. Dann schiebe ich das Gerät hinter den langen Schlafzimmervorhang. Zurück zur Tür und wieder gelauscht. Da draußen ist noch immer der Teufel los. Was sag ich nur, wenn sie mich verhören. Der wird doch niemanden erschossen haben mit dem Gewehr! Ich überlege, was man von der Bollinger-Wohnung aus ins Visier nehmen könnte. Da ist einmal der Supermarkt gegenüber von unserem Parkplatz, daneben eine Bank-Filiale und dann noch ein Kulturzentrum, in dem die verschiedensten Veranstaltungen stattfinden. Und wieder bleibt mir kaum Zeit, meine Gedanken zu ordnen, denn es dauert nicht lange, bis sie auch an meine Tür trommeln – Kriminalpolizei, wir hätten da ein paar Fragen.

Ja, gerne, kommen Sie weiter, sage ich mit der besten Unschuldsmiene, die ich unter diesen Umständen zustande bringe. Worum geht's denn eigentlich? – hör ich mich selbst fragen. – Kennen Sie die Frau Bollinger von der Tür 12? – Ja, sage ich, und denke, was soll ich jetzt nur sagen. Ich hab für sie schon öfter einmal etwas aus dem Supermarkt mitgenommen. – Und ... ist Ihnen in letzter Zeit etwas aufgefallen? – fragt der größere der beiden Männer. Ja, eigentlich schon, antworte ich, dass ich sie lange nicht mehr gesehen habe. Ich hab schon geglaubt, dass sie in ein Heim gezogen ist. – Und dass jetzt ein Mann in ihrer Wohnung gewohnt hat, haben Sie nicht bemerkt? – Jetzt wird mir heiß. – Ein Mann? Die alte Frau Bollinger und ein Mann? – wiederhole ich ungläubig und denke verzweifelt, ob ich wohl von meiner gestrigen Begegnung erzählen sollte. Aber ich habe Angst, dass sie mich dann für einen Komplizen des Typen halten. – Nein, Sie wissen ja, wie das in so einem Wohnblock ist. Man hat manchmal das Gefühl, ganz allein hier zu leben, weil man so selten jemanden trifft. Und wenn man doch einmal ein neues Gesicht sieht, weiß man meistens gar nicht, zu welcher Wohnung es gehört! – Puh! Ich glaube, das haben Sie gefressen, denn der Kleinere nickt zustimmend,

Über den Mann, der Frau Bollinger festgehalten hat, können Sie uns nichts sagen? – Was, sie ist noch da? – sage ich jetzt ehrlich überrascht. Und die Reaktion scheint die beiden zu überzeugen. Sie verabschieden sich mit den Worten: Wenn wir noch Fragen haben, melden wir uns wieder bei Ihnen.

Mit zittrigen Fingern wähle ich die Nummer von Jupp. Du musst sofort herkommen. Du kannst dir nicht vorstellen, was bei mir los ist. – Was ist denn los, fragt er. – Nicht am Telefon, sage ich, und lege ohne weitere Erklärung auf.

6. Kapitel (Eva Auterieth; Schluss: Linda Entz)

Keine zwei Minuten später steht Jupp vor mir und keucht atemlos: „Also, was ist los?“

„Setz dich einmal! Ich sag dir, eine Safari könnte nicht aufregender sein als in *diesem* Haus von Tür zu Tür zu gehen. Selbst mein Überlebenscamp in Kanada kann nicht mithalten mit diesem ‚Urlaub daheim‘.“ – „Was ist denn passiert?“, schnauzt er mich ungeduldig an.

„Du spinnst ja“, sagt er, als ich ihm von meinen morgendlichen Erlebnissen erzähle, „Ich glaub dir kein Wort. Das hätt ich doch mitkriegen müssen!“ – „Na klar, weil du etwas mitkriegst um acht in der Früh! Da könnte eine Bombe neben dir hochgehen und du würdest es nicht bemerken.“ Wirklich glauben kann er mir aber erst, als ich mit dem Gewehr in der Hand aus dem Schlafzimmer komme. – „Das musst du loswerden“, meint er selbstlos, während ich in seinen Augen die Euro-Zeichen rotieren sehe wie die Symbole bei einem einarmigen Banditen. – „Und du findest dafür einen Käufer, der damit nicht schnurstracks zur Polizei läuft?“

Ganz geheuer ist mir die Sache nicht. – „Und außerdem ... was ist, wenn sie den Kerl wieder auslassen und er will es wiederhaben?“ – „Was kümmert dich das! Soll er dich vielleicht anzeigen? Wenn er das Ding legal besitzen würde, hätte er es wohl kaum bei dir loswerden müssen, als die Bullen kamen.“ Da hatte Jupp freilich Recht. „Und wo ist das Fernrohr?“ – Ich zeige vage Richtung Schlafzimmer: „Hinter dem Vorhang.“ Für ein paar Sekunden – es waren wirklich nur Sekunden – verschwand er im Nebenzimmer, um dann völlig außer sich mit dem Fernrohr zurückzukommen. „Hast du eine Ahnung, was die Sachen wert sind? ... Okay! Ich kümmere mich darum! Überleg du dir nur, wie wir die Dinger unauffällig aus dem Haus schaffen können. Wenn die Polizei hier noch ermittelt, dürfen wir ihr damit nicht in die Quere kommen.“

Während er sich mit dem Handy am Ohr an den Küchentisch setzt und kryptische Telefonate zu führen beginnt, erzähle ich ihm von Belinda aus dem zweiten Stock – was ihn vorerst ziemlich kalt lässt – und natürlich auch von meiner Nachbarin, der gruseligen Kopf-Sammlerin.

Mitten in seinen rätselhaften Gesprächen hält er inne und herrscht mich an: „Du Idiot!“ – Wenn’s ums Geld geht, verliert er manchmal die Beherrschung ... – „Warum hast du dich dort nicht genauer umgesehen? Die Alte hat es faustdick hinter den Ohren. Die skurrile Kopf-Sammlung ist besser als jeder fünffach gesicherte Tresor. Wenn die schon im Wohnzimmer lauter wertvolle Sachen hat, versteckt sie mitten unter den Schrumpf- und Puppenköpfen wahrscheinlich ihr Allerheiligstes.“

„Begrüße Sie, Herr Dr. Weiß“, wechselt er ohne Übergang den Tonfall. „Ich hab da eine paar neue DVDs für Ihre Sammlung; interessiert?“, telefonierte er weiter. – „Korrekt, unter anderem eine hervorragende Dokumentation über optische Präzisionsgeräte für die Beobachtung von Himmelskörpern und eine Doku über Filmrequisiten ... ja, ja, Sie kennen doch sicher ‚Die Filzlaus‘, wo sich diese Memme ständig umbringen möchte, während der Mann im Nebenzimmer sein Gewehr mit Schalldämpfer und Zielfernrohr zusammenbaut. Herrlich, diese Situationskomik! ... Okay, ich komm dann am Abend bei Ihnen vorbei, über den Preis werden wir uns schon einig werden, wie immer.“

Also doch. Ich wusste es, Jupp kennt keine Skrupel, dafür aber jede Menge zwielichtige Gestalten. Mitten in diese Überlegungen mischt sich ein leises Klopfen an meiner Tür. Es ist Belinda, und ihr vorwurfsvoller Blick sagt mir, dass

ich bei all den seltsamen Ereignissen völlig vergessen habe, auf die Uhr zu sehen.

„Wo bleibst du denn?“ flüstert sie mir konspirativ zu. „Ich warte schon seit einer halben Stunde auf dich...“

„Weißt du“, flüstere ich ebenfalls und frage mich gleichzeitig, wieso eigentlich. „Weißt du“, flüstere ich also, „unsere Geschichte entwickelt sich irgendwie von selbst, und ich bin im Moment furchtbar im Stress.“ Doch so leicht lässt sich die Kleine nicht abwimmeln. „Du hast also schon entschieden, wovon das Buch handeln wird und welche Rolle ich spiele?“ - „Ja, ja, mein Freund und ich schreiben gerade – äh am Drehbuch der Story. Es wird wohl ein Spionagethriller; du könntest die schöne Rothaarige spielen, die mit unserem ‚James Bond‘ zusammenarbeitet. Einen interessanten Namen müssen wir noch für ihn finden.“ „Hey, cool!“, ist sie begeistert. „Darf ich reinkommen und mitmachen?“

„Natürlich, lass die Lady rein, du unhöflicher Sack!“, ruft Jupp plötzlich hinter mir, reißt die Tür auf und streckt ihr die Hand entgegen. „Mein Name ist Jupp, und wie heißt du?“ – „Belinda“, haucht sie stolz. Das „Lady“ hat gewirkt. Sie ergreift tapfer seine Pfote und trippelt hinter ihm her ins Wohnzimmer. Was will er denn jetzt von dem Mädels, denke ich, als sich ein flaues Gefühl in meiner Magengegend breit macht. Bei Jupp kann man nie wissen. Aber alles hat seine Grenzen...

„Belinda!“, wiederholt Jupp jetzt. „Das ist perfekt. Da brauchen wir uns nicht einmal einen Namen für dich ausdenken. Belinda passt perfekt für deine Rolle, und ... ähm ... Sag, Belinda, kannst du auch Geheimnisse für dich behalten?“ Ja, das könne sie allerdings, versichert uns die Kleine und wird dabei zum ersten Mal etwas lauter. Geheimnisse wären bei ihr bestens aufgehoben. Nur, beweisen könne sie es uns nicht, denn wenn sie uns das beweisen würde, dann müsste sie dabei ihr Geheimnis preisgeben. Dass sie es uns also nicht beweisen würde, sei außer Frage der eigentliche Beweis, dass sie es könne, weil sie uns ihr Geheimnis eben nie und nimmer verraten werde!

Das hatte irgendwie irgendwas, vielleicht sogar Logik. Vor allem aber hatte ich jetzt geschnallt, was Jupp von Belinda wollte. „Wir arbeiten gerade an einer Szene, wo die drei Hauptpersonen, also der durchtrainierte, gut aussehende und mit allen Wassern gewaschene Spion, der für sein Vaterland und den Weltfrieden kämpft...“, erklärt Jupp und deutet dabei mit einem Augenzwinkern in meine Richtung, „... sein langhaariger, aber unauffälliger, friedlich und völlig harmlos wirkender Assistent...“, dabei zeigt er auf sich selbst und wischt sich ein paar widerspenstige Locken seine Alt-Hippie-Mähne aus dem Gesicht, „... und natürlich die geheimnisvolle und überaus schöne, hochintelligente, rothaarige Agentin mit dem sexy Leberfleck im Gesicht...“ „Nein, der darf nicht erwähnt werden. Das hab ich Belinda versprochen!“, werfe ich rasch ein. „Ja, aber wieso denn?“, schmeichelt ihr Jupp. „Den finde ich doch gerade so faszinierend an dir, kleine Lady!“ „Echt?“, meint sie vorerst noch ein wenig skeptisch. Aber Jupp weiß eben, wie man Menschen dort hinkriegt, wo man sie haben will, und schließlich scheint er sie davon überzeugt zu haben, dass gerade der bislang so verhasste Fleck in ihrem Gesicht ein unwiderstehliches Accessoire darstellt, das ihr genau diese besondere Note verleiht, die sie von allen anderen Mädchen meilenweit abhebt.

Na immerhin, denke ich, während Jupp der Kleinen einen Einblick in „unsere Story“ gibt und sie auf ihre Aufgabe dabei vorbereitet. Immerhin hat die Geschichte für Belinda schon jetzt etwas Gutes. Ihrem Selbstbewusstsein scheint Jupps Gegenwart enorm zuträglich zu sein. Jedenfalls erklären wir Belinda jetzt gemeinsam, dass wir drei eine geheime Maschine aus dem Haus schmuggeln müssen, und zwar ohne dass die anderen Hausbewohner oder gar die Bullen – Belinda gegenüber reden wir selbstverständlich nur von der Polizei – etwas davon bemerken. Schließlich wüsste man bei solchen heiklen Dingen nie, auf wen man sich verlassen könne und wer in Wirklichkeit ein Spion der Gegenseite wäre.

Belinda war jetzt voll bei der Sache und versprach, um sechs Uhr, wenn sie ihre Hausaufgaben gemacht habe, wiederzukommen.

Eigentlich könnte es mir ja egal sein – Jupp beginnt zu denken - aber was ich nicht verstehe, ist - und dabei tippt er mir mit der Hand auf die Brust - warum hat dein Lyrikfreund ausgerechnet zu dir solches Vertrauen, dass er sein Arsenal bei dir einlagert? Und überhaupt, wann will er sich das abholen? Die haben ihn doch geschnappt, oder? Oder?, hakt Jupp nach, als ich nicht gleich antworte. Ich hebe die Schultern: Ehrlich gesagt, keine Ahnung.

Unwillkürlich schauen wir beide zur Wohnungstür. Schauen uns an. Und wieder zur Wohnungstür. Es wird Zeit, unsere Sanierungspläne zu überdenken. Ein paar Liter Koffein und viele Zigaretten später sind Jupp und ich uns einig, dass wir erst mal weitermachen wie bisher. Wenn ich jetzt plötzlich aufhörte, den Schriftsteller zu spielen, würde man vielleicht tatsächlich eine Verbindung zwischen mir und dem Bewaffneten herstellen. Außerdem ist solch ein Polizeieinsatz ein guter Gesprächseinstieg bei den nächsten Mietern.

7. Kapitel (Linda Entz)

Als Jupp weg ist, nur für ein, zwei Stunden, wie er sagte, wird mir meine Situation schlagartig bewusst. Allein mit einem Gewehr in der Wohnung. Wer will das schon! Dann lieber ein Besuch noch vor dem Mittagessen. Also wieder raus, Schriftsteller spielen? Ich blinzele durch den Nikotinnebel zu meiner Dosensuppe und hoffe insgeheim, zum Essen eingeladen zu werden. Eine alberne Hoffnung, sollte man meinen. Doch weit gefehlt.

Aus der anvisierten Wohnung duftet es verführerisch. Ich bin noch gut drei Meter von der Wohnungstür entfernt, als sie sich öffnet und den Blick auf eine stark geschminkte Mittfünfzigerin im glitzernden Kaftan freigibt. Beeilen Sie sich, der Braten wird sonst kalt, bittet sie mich, einzutreten. Das muss eine Verwechslung sein, vermute ich, folge aber gehorsam. Braten! Die Frau in Kaftan und Pantöffelchen ist eilig vorausgetrippelt, ich gehe dem Geruch von Parfüm und Soße in die Küche nach; setzen Sie sich, fordert meine Gastgeberin mich auf. Wie bei einer Marionette knicken meine Beine ein, andächtig hocke ich vor einem Teller: Ein Bratenberg und petersilienbestreute Kartoffelknödel in einem See aus goldbrauner Soße, daneben eine Portion Salat und ein Glas Bier. Für mich, staune ich, das kann doch nicht für mich sein, ich bin bloß - fange ich an, aber die Frau winkt ab: Ich weiß. Ich wusste, dass Sie kommen.

Noch so eine, die im Treppenhaus lauscht, denke ich - und liege falsch. Während ich mich nicht beherrschen kann und einen großen Probesschnitt nehme, schiebt sie mir eine Visitenkarte über:

Madame Sylvie - Hellseherin. Mir bleibt die Spucke weg, die mir doch eben erst im Munde zusammengelaufen war. Essen Sie, oder schmeckt es Ihnen nicht?, drängt Madame Sylvie, ich beeile mich ihr zu versichern, dass ich mindestens seit meiner Geburt nichts so Köstliches gegessen habe. Dennoch werfe ich ihr über das halbe Schwein hinweg einen fragenden Blick zu.

Leider, gibt sie zu, leider sehe ich nie die Zukunft als Ganzes, immer nur Ausschnitte. Obwohl Sie nicht daran glauben, will ich Ihnen sagen, was ich in Ihrer Zukunft sehe. Warten Sie. Ja, genau. In Ihrem Fall tauchen drei Dinge aus dem Nebel auf: Gefahr. Ein Tier. Und Sie verlieben sich in eine junge Frau, der Sie nicht alles glauben sollten.

Noch kauend, habe ich mein Schriftsteller-Alibi-Notizbuch gezückt und mitgeschrieben. Mir kann sie ja viel erzählen - aber eine Frau?! Selbstsicher lehne ich mich zurück. Aus dem Alter des Verliebtseins bin ich schon lange raus. Immerhin hat sie *junge Frau* gesagt, sonst könnte man auf den Gedanken kommen, sie will mit mir anbandeln. Der Braten und so... Madame Sylvie betrachtet mich tadelnd, als habe sie meine Gedanken gelesen. Hat sie vielleicht auch. Die Vorstellung, dass jemand meine geheimsten Gehirnwindungen durchleuchtet, ist mir nicht wirklich geheuer. Ich überlege, ob ich sie wenigstens nach lohnenden Wohnungen fragen soll, zumal sie doch hellsehen kann, schiebe jedoch diesen Gedanken wieder beiseite, weit über die Tischkante, und genieße mein Mahl. Mehr als das ist hier auch nicht zu holen, denke ich, jede Menge bunter Klimbim ohne Wert steht herum, Glaskugeln, Räucherstäbchen und ähnlicher Krimskrams. Die Möbel scheinen zwar antik, schwarzes Holz mit Schnörkeln, aber man hört beinahe die Holzwürmer beim Familienausflug. Wieder ein tadelnder Blick.

Ich spiele übrigens kein Instrument, sagt mein Gegenüber dann noch unvermittelt. Gut, das reicht jetzt, ich gehe. Bedanke mich höflich für Verpflegung und Voraussage und mache, dass ich zurück zu meiner Wohnung komme. *Verliebt* in eine junge Frau, also bitte!

8. Kapitel (Eva Auterieth)

Immer wieder gehe ich zur Wohnungstür, öffne sie einen Spalt breit und versuche herauszufinden, ob die Polizei weiter ermittelt. Ja, eindeutig. Die Männer gehen immer noch von Tür zu Tür, um die Hausbewohner nach dem „Bollinger-Neffen“ zu befragen. Sie dürften jetzt zwei bis drei Stockwerke über mir sein. Bei der alten Bollinger gehen unaufhörlich Leute aus und ein. Wenn mich nicht alles täuscht, war auch die Rettung da. Wahrscheinlich wurde untersucht, ob die Dame die Strapazen der letzten Tage unbeschadet überstanden hat. Und im Stiegenhaus höre ich auch immer wieder Stimmen. Da dürften wohl einige Kobra-Leute abgestellt sein. Das macht mich nicht wirklich ruhiger. Obwohl ich eigentlich jetzt am liebsten einen mehrjährigen Urlaub antreten würde, vorzugsweise Bermuda-Dreieck, werde ich mich tapfer meiner neuen mir auferlegten Passion widmen und an der nächsten Türe klopfen, um mich etwas abzulenken.

Mein Stockwerk ist erledigt, unter mir geht nichts, weil da die Kobra-Leute stehen. Ich werde es also im zweiten Stock versuchen. Die Leute, die direkt über mir wohnen, scheinen sowieso immer zu Hause zu sein, denn es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht etwas fallen, Stimmengewirr, ein Poltern, Stolpern, Schreien, Schlurfen oder Klopfen höre. Da fällt mir auf, dass der Klavierspieler heute wieder besonders aktiv ist. Bei dem waren sie anscheinend bisher nicht.

Ich ziehe also die Tür hinter mir zu, bemerke, dass ich das Klavier hier am Gang lauter höre, lausche noch einmal, ob die Luft rein ist, und gehe dann die paar Stufen hinauf in den nächsten Stock. Nicht mehr ganz so nervös wie bei meinen ersten Versuchen klopfe ich an der Tür mit der Nummer 7, auf der es kein Namensschild gibt, dafür aber jede Menge Aufkleber: ein Türstörungspickerl aus der Straßenbahn, eine Werbung für Hipp-Kindernahrung, eine für Pampers, die Information, dass keine Werbung erwünscht ist und dass der Wohnungsinhaber auch für Tiere bremst, und viele Wölkchen, Sternchen und Blümchen in allen Farben. Ich bemerke, dass die Musik hier etwas lauter zu hören ist, aber scheinbar doch von weiter oben kommen muss, als ein Riese in Boxer-Shorts und Muskel-Shirt die Türe aufreißt und schreit: „Wos woilln’S jetzt scho wieda? I hob doch scho g’sogt, dass i den Trottel net kenn!“

Damit habe ich jetzt gar nicht gerechnet. Ich suche nach Worten, bin aber von den Tattoos abgelenkt, die seinen gesamten Körper zu bedecken scheinen. „Nein, nein, das ist ein Irrtum!“, krächze ich verlegen. „Ich bin nicht von der Polizei.“ Hinter ihm lugt jetzt ein kleines, verschrecktes Kind hervor, das mit beiden Händen einen großen Ball umfasst. Nachdem es mich offensichtlich als ungefährlich eingestuft hat, wirft es den Ball gegen die Kommode, die am Ende des Vorzimmers zu sehen ist, und springt ihm hinterher. Aha, daher also das ständige Poltern. Der Tätowierte unterbricht meine Gedankengänge und herrscht mich wieder an: „Wos soill des haaßen? Wos wüst daunn von mir?“

Es wird zunehmend klar, dass der Kerl mich nicht reinlassen wird – im Grunde bin ich darüber nicht wirklich unglücklich, weil er ziemlich Furcht erregend wirkt. Immerhin hört er mir eine Weile zu, bis er einwirft: „Hearst maanst des wirklich earnst, Oida ... oda wüst mi du vaorschn?“ Meinen kläglichen Versuch, ihm zu erklären, dass ich doch nur meine Nachbarn besser kennen lernen möchte, unterbricht er mit der Frage: „Kennan lernan wüst mi? Des kaunnst hom, Oida! I hau da ane in de Pappn, daunn waßt, wer i bin!“ Vorsichtshalber gehe ich ein paar Schritte zurück und erwäge, die Flucht anzutreten. Als er sieht, welche Wirkung seine Worte auf mich haben, sagt er fast verständnisvoll: „Fia wos wüst’n des wissen?“ Das lässt mich Hoffnung schöpfen. „Ich bin Schriftsteller und schreibe ein Buch über das Haus“, stammle ich, während ich versuche, seine nun bevorstehende Reaktion richtig vorherzusehen.

Tief, sehr tief, schaut er mir in die Augen, langsam, ja, sehr langsam, senkt er seinen Kopf und hebt die rechte Augenbraue an, um mich dann mit einem verachtungsvollen Blick zu strafen und mir ein trockenes „Geh sterben, Nutzloser!“ hinzuwerfen. Damit ist unsere Unterhaltung für ihn zu Ende, unvermittelt knallt er mir die Tür vor der Nase zu.

Das hat mir gerade noch gefehlt. Wieder in meiner Wohnung angekommen, frage ich mich, ob ich mir das tatsächlich noch einmal antun soll. Ich bin mir nicht mehr ganz so sicher, ob es eine gute Idee ist, alle Leute im Haus näher kennen zu lernen. Aber letztendlich komme ich doch zu dem Schluss, dass es sich lohnt

weiterzumachen, denn die Verabschiedung des Typen war doch höchst hörensenswert, und wo sonst hätte ich je die Gelegenheit, solche Milieustudien – wie Jupp es wohl nennen würde – zu betreiben.

Den Rest der Zeit verbringe ich damit, einen Übersichtsplan über mein Haus anzulegen, weil ich unter keinen Umständen riskieren will, den hauseigenen „Mundl“ aus Versehen noch einmal zu besuchen. Und weil ich schon dabei bin, notiere ich ein paar Anmerkungen zu jeder Wohnung, die ich schon besucht habe, um die Leute später nicht durcheinander zu bringen. Außerdem schreibe ich mir auf, wo ich noch etwas nachhaken möchte.

Der erste und der zweite Stock sind schon fast voll. Nur zwischen Belinda und Mundl, auf Tür 8 war ich noch nicht. Weiter oben schaut es ziemlich leer aus. Irgendwo dort muss der Klavierspieler wohnen, vielleicht sogar direkt neben Jupp. Der wohnt im sechsten Stock, auf Tür 19.

9. Kapitel (Walter Baco)

Eine innere Stimme sagt mir: Geh da auf keinen Fall hinein, doch zu spät, der Klingelknopf ist gedrückt, die Tür öffnet sich wie automatisch; nein, tatsächlich automatisch. Ein Immobilienbüro? Eine Anwaltskanzlei? Das Türschild habe ich in der Eile gar nicht gesehen, war da überhaupt eines? Ich gehe also ein paar Schritte durch einen Korridor, an dessen Ende sich eine weitere Tür befindet, wie automatisch öffnet sich auch diese Tür und gibt den Blick frei auf einen Herrn mittleren Alters mit leicht zerzaustem Haar über einer randlosen Brille, der mich gutmütig anlächelt; „Sind Sie angemeldet?“ – „Äh, nicht direkt. Ich wollte nur, wie Sie wissen, der Aufruhr im Haus, und da wollte ich, ich meine, man könnte sich ja beinahe Sorgen machen, dass...“ – „Ist gut, kein Problem, ich habe sowieso gerade eine Lücke; zufällig. Kommen Sie.“

Mit einer einladenden Bewegung geleitet er mich weiter, in einen größeren Wohnraum, der mich an irgendetwas erinnert, an England vielleicht? Während ich auf einem von ihm bezeichneten fauteuilartigen Stuhl Platz nehme, fühle ich mich eingehend gemustert, sodass ich mich fragen muss, ob ich beim Rasieren etwas vergessen, einen wesentlichen Knopf offengelassen oder einen anderen, gleichermaßen schwerwiegenden Fauxpas begangen habe.

„Wann haben Sie dieses Gefühl zum ersten Mal empfunden?“ – „Äh, welches Gefühl jetzt?“

Durchleuchtet zu werden wird er doch nicht gemeint haben?

Ein nachsichtig-mildes, wohlwollendes Lächeln erhalte ich als Antwort für mein offenbar mangelhaftes Erinnerungsvermögen.

„Das Gefühl der Sorge, von dem Sie sprachen. Woher kommt diese Sorge?

Wollen wir uns das gemeinsam ansehen? Gehen Sie da hinein, in diese Sorge.

Was will sie Ihnen sagen? Was spüren Sie, wenn Sie dieses Gefühl zulassen?

Erinnert Sie das an etwas? Oder an jemand? Denken Sie zurück. Weit zurück, bis in Ihre Kindheit. Wann haben Sie etwas in dieser Art zum ersten Mal gefühlt? Wie geht es Ihnen? Wollen Sie einen Schluck Wasser? Sie sollen wissen, dass Sie alles sagen können; das ist wichtig. Lehnen Sie sich zurück. Sie werden nicht beurteilt. Es gibt kein gut oder böse, kein richtig oder falsch. Sie müssen sich fallen lassen, loslassen. Entspannen Sie sich. Los!“

Das Gegenteil ist der Fall. Ein Knödel steckt in meinem Hals, Schweißperlen haben sich auf der Stirn gebildet, die demnächst, zu einem Mini-Wasserfall formiert, talwärts donnern. Der Hosenbund drückt, schnürt mich ein – das nur ja

nicht anmerken lassen, sonst sagt er noch, ich soll die Hose ausziehen! – immerfort muss ich schlucken, das Atmen wird schwer, die Hände beginnen zu zittern, die Knie zu vibrieren, mit einem Wort: Entspannung pur. Da fällt mir ein rettender Gedanke ein (willkommen!). Ich werde ihn ruhig reden lassen, wenn er sich so entspannt dabei, währenddessen kann ich mich unauffällig auf meine „Arbeit“ konzentrieren, den Raum begutachten und mir die reichlich herumstehenden Gegenstände einprägen. Den Schriftsteller darf ich hier getrost beiseite lassen (drin bin ich ja schon, wo eigentlich?), zumal mein Gegenüber nun selbst beginnt, sich Notizen zu machen (ein Kollege?). Leider bemerkt er meine in alle Raumrichtungen herumschwirrenden Blicke: „Ich spüre eine gewisse Unruhe. Ist das Angst? Empfinden Sie Angst oder ein Unbehagen, in Ihre Sorgen einzutauchen? Was hindert Sie? Wovor haben Sie Angst? Haben Sie Angst, etwas Dunkles in sich zu entdecken? Was will Ihnen diese Angst sagen?“

Der Kerzenständer will mir sagen: höchstens 50 Euro. Die Stehlampe scheint wenigstens einen Hauch Jugendstil in sich zu tragen, wenn man tief in sie eintaucht. Die Bücher kann ich nicht so gut einschätzen, aber 500 Stück werden es schon sein, mengenmäßig also ok, nur eine Transportfrage; der Fauteuil, auf dem ich sitze, gleichermaßen, aber unüberbietbar bequem, der muss auf jeden Fall mit, allmählich beginne ich mich wohlzufühlen.

„Ich sehe, Sie haben etwas abgegeben; eine große Last. Sie haben einen Schritt gemacht. Wollen Sie darüber sprechen?“

Will ich absolut nicht, worüber überhaupt? Die Bronze-Figur am Schreibtisch, Reiter mit Pferd, könnte einiges wert sein, aber der eigentliche Grund...

„Der eigentliche Grund...“, scheint wieder einmal jemand meine Gedanken zu erraten, „...ist nie der eigentliche Grund. – Sie fragen sich sicher, wie es kommen konnte, dass Sie so schnell Ihre Sorgen losgeworden sind.“

Nein, bin ich nicht, das Klavier bereitet mir Sorgen, das ist der eigentliche Grund meines Hierseins, Sanierung hin oder her, meine Ohren brauchen Heilung, Ruhe, tausend Jahre Geräuschlosigkeit. Drei Türen führen von diesem Zimmer woanders hin – so ohne weiteres kann ich da nicht hineinschauen, es sei denn – „Ja, jetzt hätte ich gerne ein Glas Wasser“, flüstere ich, Heiserkeit vortäuschend. Seit ich mir den Raum erobert habe, zumindest optisch, bin ich wieder Herr der Lage und fühle mich als solcher blendend. Endlich einmal nicht Schriftsteller spielen müssen!

Jede meiner Regungen wird bedeutsam aufgenommen, jeder Wunsch erfüllt. Leider verlässt er nicht das Zimmer. „Pipsi, ein Glas Wasser“, ruft er in ein Telefon oder eine Sprechanlage oder eine Kombination von beiden. Miss Pipsi erscheint, trotz Stöckelschuhe um einen aufrechten Gang bemüht, eine Oberweite wie frisch aus Silicon Valley. In der Hand trägt sie ein Tablett und darüber, im Gesicht, einen besorgten Ausdruck, der dahinter allerdings grenzenlose Gleichgültigkeit verrät, wohl bald Dienstschluss.

„Danke, Pipsi“, kann ich mir nicht verkneifen zu sagen. Sie wird rot, der Zerzauste lächelt sein gutmütiges Lächeln. „Na also. Trinken Sie nur. Wollen Sie mehr?“ - Ja, aber Wodka, traue ich mich dann doch nicht zu antworten. Pipsi verschwindet klappernd in dahinterliegende Räumlichkeiten, die weiterhin im Dunklen bleiben, ich muss also wiederkommen. „Kann ich wiederkommen?“ – „Sicher, aber das nächste Mal mit Anmeldung bitte. Pipsi gibt Ihnen einen Termin. Macht 280 Euro plus Mehrwertsteuer. Zahlen Sie bar?“ – „Äh? Wie? 280 Euro?! Für eine halbe Stunde?“ – „Vierzig Minuten“, verbessert er. „Nicht mehr, als wenn Sie Ihr Auto zum Service bringen.“ – Welches Auto? Seit wann habe ich ein Auto? -- Er probiert einen mehr als tiefgründigen Gesichtsausdruck: „Die

„Person‘ in Ihnen drinnen braucht dieses Service genauso. Ich glaube, der Unterschied ist deutlich sichtbar.“

„Welcher Unterschied?“ – „Ihr Zustand, wie Sie gekommen sind, und wie Sie jetzt wieder gehen, wenn ich bitten darf; mein nächster Termin wartet.“ Pipsi, die wieder in der Tür steht und mir diese aufhält, gibt ihm Recht, in beiden Punkten. Die Ziffer 280 steht als grell drohender Kugelblitz direkt über mir. Zögernd erhebe ich mich, noch immer schwer unter Schock, auf der Suche nach einem Körnchen Entspannung.

„Gibt es keine Ermäßigungen?“ stammle ich, bereit, mich wieder in den Fauteuil zu versenken und mich - von wem auch immer – gesunbeten zu lassen. „Nur wenn Sie einen Zehnerblock nehmen – das machen die vom Vierer-Block auch. Eigentlich ein Geschenk. Wer braucht schon weniger als 30 Sitzungen! – So einer...“, er blickt mich durchdringend an, „gehört erst recht behandelt.“ – Block wie, Block was? „Hm, das muss ich erst - äh überschlafen.“ – „Keine Sorge“ – „Keine Sorge ist gut!“ – „Haha. Ja, sehr gut. Keine Sorge, die Kasse -“ – „Die Kasse? Welche Kasse?“ Ist mir etwas entgangen? – „Die Krankenkasse übernimmt einen Teil, wenn Sie ein Attest haben.“ Das muss Jupp organisieren. „Das bringe ich Ihnen das nächste Mal, ich wohne ja gleich da drüben, äh unten.“ Im Korridor stürmt eine nervös fuchtelnde korpulente Dame an mir vorbei, kollidiert beinahe mit Pipsi, die mir gerade einen kleinen Zettel mit dem nächsten Termin vor die Nase hält.

Was für ein einträglicher Besuch! Typischer Fall von Negativ-Sanierung. Passt ins Konzept, haargenau, zerzaust.

Draußen am Gang empfängt mich wie zum Hohn etwas ganz und gar Vertrautes: Klaviergeklimper, aus einer höheren Etage. Hier, in diesem Haus hat man eben auf jeder Ebene nur Entspannung im Sinn.

10. Kapitel (Ossi Heiter)

Ich sitze gerade bei meinen Aufzeichnungen und überlege, wen ich bereits besucht habe und wer mir noch fehlt. Es ist einigermaßen verwirrend, da ich nicht systematisch begonnen habe. Aber jetzt mache ich mir noch einmal eine genauere Skizze vom Haus und den Stockwerken, denn auf die Hausnummern ist hier kein Verlass. Bei manchen Türen steht gar nichts angeschrieben, und die Tafel im Flur enthält wiederum Namen von Bewohnern, die schon längst ausgezogen, verstorben oder übersiedelt sind bzw. überhaupt nie hier gewohnt haben.

Plötzlich klopft es an meine Tür. Wer kann das sein? Ich erwarte niemand. Würde jemand zu Besuch kommen, hätte er oder sie sich sicher per Handy angemeldet.

Gut möglich, dass es den anderen Bewohnern vielleicht genauso ergangen ist, als ich unverhofft an ihre Türe geklopft habe; ich beschließe, zunächst einmal gar nicht zu reagieren. Vielleicht habe ich mich verhört oder jemand hat sich in der Türe geirrt.

Dennoch sollte ich auf alle Fälle mit allen Fällen rechnen. Sicherheitshalber sehe ich in der Schublade nach, ob die Waffe noch da liegt - in dem Moment klopft es neuerlich an meine Türe, diesmal etwas heftiger.

Na, gut, ich öffne. Vielleicht ist es ja jemand, der auch ein Buch schreiben will und der mich interviewen möchte.

Ich halte die Türklinke noch in der Hand, und während ich langsam die Türe öffnen will, wird sie von draußen heftig aufgedrückt. Ein junger Mann, zwar sehr elegant gekleidet, Krawatte und Nadelstreif, aber mit einem wirren Wuschelkopf und ebensolchen Dreitagebart und einem schwarzen Schnauzer, der aussieht, als wäre er aufgepickt, überfällt mich sofort mit einem Redeschwall.

"Guten Tag, ich habe gehört, dass da irgendjemand im Haus irgendein Buch schreiben will oder sowas Ähnliches. Ich habe lange gebraucht, bis ich draufgekommen bin, wer denn da diese Absicht hat und dergleichen mehr. Für mich ist es nicht so einfach, immer alle Neuigkeiten aus dem Haus zu erfahren, ist es nicht. Ich habe lange herumgesucht habe ich und jetzt bin ich draufgekommen bin ich, dass Sie derjenige welcher sind, der dieses Buch schreiben will, bin ich endlich draufgekommen und weil mich diese Sache interessiert, sehr sogar, bin ich nun daher da her, zu Ihnen, gekommen. Eben weil mich das sehr interessiert, daher bin ich da....."

Etwas perplex versuche ich ihn zu unterbrechen: "Wer sind Sie denn eigent....."

"...ich weiß nicht, ob Sie daran interessiert sind, dass auch ich in Ihrem Buch vorkomme, weiß ich nicht, ich wäre es jedenfalls schon, glaube ich größtenteils, aber ich hab zu mir gesagt, Gustav, hab ich zu mir gesagt, ich heiße nämlich Gustav und drum hab ich zu mir gesagt, Gustav, du kannst ja einmal fragen, habe ich mir gedacht habe ich mir und da bin ich jetzt da bei Ihnen bin ich jetzt da. Also wenn Sie daran interessiert sind, dann fragen Sie mich etwas, irgendetwas, ich werde alle Fragen beantworten, größtenteils, und wenn ich etwas nicht weiß, dann werde ich eben irgendetwas sagen wenn Sie mich fragen, und so werde ich praktisch alle Ihre Fragen beantworten. Fragen Sie mich was. Fragen Sie ruhig. Ich warte darauf. Warum sagen Sie nichts, ich habe mir gedacht, Sie müssen etwas wissen, das Sie ins Buch schreiben können habe ich mir gedacht. Wann erscheint denn das Buch überhaupt und wo, weil wenn ich schon in dem Buch vorkomme, dann möchte ich wissen, wo und wann es verkauft wird, möchte ich wissen und dergleichen mehr."

Es gelingt mir, in einer Atempause nochmals meine Frage anzubringen: "Wer sind Sie denn eigentlich?"

"Na, ich bin der Gustav, das hab ich eh schon gesagt habe ich. Meinen Zunamen werden Sie sich ohnedies nicht merken, ich heiße Ploderwaschl, aber den Namen merkt sich niemand. drum kennen mich alle, die mich kennen, größtenteils nur als Gustav, weil sich niemand meinen Zunamen merken kann, aber das macht nichts, es gibt ohnedies nicht so viele Gustavs, zumindest in unseren Breiten gibt es wenig Gustave. In Schweden ist der Name Gustavson mehr verbreitet, nur mit denen bin ich gar nicht verwandt bin ich nicht. Namen sind ohnedies, wie sagt man, Schall und Rauch. Sagen Sie einfach Rauch, ich meine Gustav zu mir, so wie alle die mich kennen, Gustav zu mir sagen. Vielleicht möchten Sie noch mehr von mir wissen, Sie waren ja noch nicht bei mir, waren Sie noch nicht, wenn Sie mich mal besuchen kommen, dann werden Sie sich sicher ein besseres Bild machen können werden Sie, wenn Sie mich besuchen kommen können."

Soweit es mir zwischen dem Redeschwall möglich ist, versuche ich mich zu erinnern, ob ich irgendwo in der Parteienliste oder an einer Türe den Namen Gustav oder Pladerwoschl gelesen habe und mir kommt der Verdacht, dass diese komische Gestalt gar nicht in unserem Haus wohnt.

"Eigentlich wollte ich für mein Buch nur die Leute befragen, die in diesem Block wohnen. Wenn Sie nicht hier wohnen,....."

Ich denke mir, eigentlich wäre es schade, wenn so ein Kuriosum in dem Buch nicht vorkäme, aber die Einschränkung, die Jupp gesetzt hat, möchte ich nicht überschreiten, sonst könnte man viele aus der Stadt in dem Buch unterbringen. Und nicht nur das, aus ganz Österreich, angefangen vom Parlament bis hin zu den Bewohnern vom Irrenhaus.

"Ich wohne hier", lässt er sich nicht unterbrechen. "Sie haben mich vielleicht noch nie gesehen, aber das macht nichts. Jetzt sehen Sie mich und wenn Sie Zeit haben, dann lade ich Sie gleich ein wenn Sie jetzt Zeit haben. Ich habe nämlich jetzt gerade Zeit und darum bin ich jetzt zu Ihnen gekommen, aber ich verstehe, wenn Sie nicht sofort Zeit haben, das verstehe ich vollkommen verstehe ich das. Dann vereinbaren wir eben einen anderen Termin wenn Sie jetzt nicht Zeit haben."

"Ich hätte schon Zeit, aber draußen regnet es. Ich möchte jetzt nicht unbedingt auf die Straße gehen."

"Wir müssen nicht auf die Straße gehen, ich habe ja gesagt, ich wohne hier im Haus, sonst wäre ich doch gar nicht zu Ihnen gekommen wäre ich sonst nicht."

Also, Schuhe an, Türe zu und hinter dem Mann her, der sich inzwischen in Richtung Stiegenhaus begeben hat.

"Kommen Sie, Sie werden staunen, wenn Sie mein bescheidenes Heim sehen, werden Sie staunen. Ich habe noch nicht viele Leute eingeladen, weil es wahrscheinlich niemand interessiert, darum habe ich noch niemand eingeladen, weil ich glaube, es interessiert niemand, wer da wohnt und wer ich bin, aber Sie können jetzt, jetzt können Sie einmal mein Wohnloch sehen."

Ich bin neugierig, aber gleichzeitig erscheint mir das ganze auch höchst suspekt. Wir sind inzwischen in der Nähe der Eingangstür, wobei sich in mir die Überzeugung verfestigt, dass dieser Mann nicht in unserem Haus wohnt, wir sind nämlich bereits an sämtlichen Wohnbereichen vorbei.

"Hier ist schon der Ausgang" unterbreche ich seinen noch immer anhaltenden Redeschwall, "also wohnen Sie doch nicht hier im Haus."

"Kommen Sie mit", damit biegt er zur Kellerstiege ab. Ich denke schon, 'Wahnsinn, der wohnt doch nicht in unserem Keller'. Aber kurz vor den Stufen hinter der Ecke - dort wo man vom Eingangsbereich nicht mehr hinsieht - bleibt er vor einer Türe stehen, die mir bisher noch nie aufgefallen war.

Keine übliche Wohnungstür, sondern eine flach in der Wand eingepasste Metalltüre ohne Türknauf, nur mit einem Schlüsselloch, worin er nun einen Schlüssel steckt, um die Türe zu öffnen.

Dahinter befindet sich ein Raum mit einer schrägen und einer geraden Wand. Ohne sich zu bücken, kann man nur entlang der geraden Wand durchgehen. Die schräge Wand verläuft offenbar genau unter dem Stiegenaufgang und kann daher gar nicht anders als sich schräg zu gebärden.

Am hinteren Ende erwartet uns eine weitere Metalltüre, die der seltsame Gustav diesmal ohne Schlüssel öffnet.

Ich hätte nun eigentlich eine Rumpelkammer erwartet, aber zu meiner Überraschung empfängt mich ein nett eingerichteter Wohnraum mit Kästen, verschiedenen Sitzgelegenheiten sowie einem Schreibtisch mit Computer.

Da mir sowieso vor Erstaunen der Mund offen steht, wäre es mir mittlerweile nicht möglich, ihn zu unterbrechen. "Bitte nehmen Sie Platz, platzen Sie hier oder hier oder wo Sie möchten nehmen Sie einfach Platz oder setzen Sie sich ganz einfach irgendwohin. Jetzt verstehen Sie sicher, warum ich zu Ihnen gekommen bin, denn wenn ich darauf gewartet hätte, dass Sie an meiner Türe klopfen, dann hätte ich lange warten müssen, denn durch die doppelten Türen höre ich gar nicht, wenn jemand klopft. Ich hätte Sie einfach gar nicht gehört und eine Klingel gibt es hier leider nicht und darum hätte ich Sie auch nicht hören können, aber ich bekomme ohnedies selten Besuch denn das hier ist ja gar nicht als Besuch eingerichtet und wenn mich jemand besuchen kommen will, geht das entweder gar nicht oder nur, wenn jemand vorher anruft, dass er mich besuchen kommen will, aber das kommt ohnedies sehr selten vor, denn mich besucht ja niemand, denn diese Wohnung ist gar nicht für Besuchszwecke gedacht. Aber bei Ihnen mache ich eine Ausnahme, weil Sie im Haus wohnen und mit allen Leuten reden wollen, die auch im Haus wohnen, und weil Sie ein Buch darüber schreiben wollen."

Mich wundert es, dass er bei dieser etwas stickigen Luft hier genug Atem für diesen Redeschwall hat, aber ganz weit oben erspähe ich an einer Wandseite ein kleines Fenster, das im leicht gekippten Zustand für die minimalst notwendige Frischluftzufuhr sorgt.

Eine Menge Fragen stapeln sich in meiner oberen Hälfte. Nicht nur zu seiner Person an sich, sondern auch, ob dies hier eine reguläre Wohnung ist, ob er Miete bezahlt, Strom und Radiogebühren und wie er die Post bekommt, wenn keine Zustellmöglichkeit besteht usw.

Als hätte er meine Gedanken lesen können, beginnt er - nein - setzt er seinen Redeschwall fort:

"Sie werden jetzt sicher eine Menge Fragen haben werden Sie jetzt, wahrscheinlich noch mehr Fragen als wie ich an Ihrer Türe geklopft habe und wahrscheinlich noch viel mehr Fragen als Sie den anderen Leuten stellen, werden Sie jetzt haben. Warum ich hier wohne und so weiter werden Sie sicher wissen wollen und wie lang, das werden Sie mich jetzt sicher fragen wollen. Also ich fange am Besten gleich am Anfang an, fange ich. Vielleicht haben Sie bei Ihren Rundgängen schon gehört oder wissen Sie es sogar selbst, dass vor langer Zeit in diesem Haus das Gerücht umgegangen ist, vor langer Zeit, dass hier immer wieder Menschen verschwunden sein sollen ist das Gerücht umgegangen haben

Sie sicher vielleicht schon gehört. Nun, auch ich habe davon gehört habe ich, aber...."

Er hält plötzlich inne, so als würde er überlegen, was er mir nun weiter erzählen solle.

"....aber vorher habe ich noch eine Frage weil ich ja sehr selten Besuch bekomme, habe ich gar nicht daran gedacht habe ich jetzt gar nicht, dass ich Ihnen vielleicht etwas aufwarte aber ich habe nicht allzuviel da. Weil ich doch selten Besuch bekomme, habe ich nichts daheim, aber ich kann Ihnen ein Glas Wasser anbieten oder ein Bier aus der Dose - was möchten Sie lieber haben?"

Endlich eine Gelegenheit für mich, meine Gedanken zu sammeln und vielleicht sogar, auch etwas zu sagen: "Ich möchte Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Unser Gespräch scheint hochinteressant zu werden und wird sicher etwas länger dauern...." - ich war jetzt fast versucht, ihn zu imitieren und die Worte ,....wird unser Gespräch dauern' anzuhängen - "... und daher schlage ich vor, wir machen uns einen Termin aus, wenn ich mehr Zeit habe. Da bringe ich die Getränke mit und vor allem auch meinen Notizblock."

"Ach ja, ich habe vergessen, dass Sie wahrscheinlich nicht immer spontan Zeit haben werden und mit diesem Besuch gar nicht gerechnet haben, habe ich vergessen. Aber einverstanden. Wenn wir uns einen genauen Zeitpunkt ausmachen, dann werde ich Sie an der vorderen Türe erwarten werde ich Sie."

Es dauerte aber noch ca. 3 Kilogramm an Wortergüssen, bis wir uns auf einen Termin geeinigt hatten und ich völlig verwirrt und erschöpft zurück in meine Wohnung gehen konnte.

11. Kapitel (Martina Junk)

Das war eine vollkommen bescheuerte Idee, schreie ich Jupp an und fuchtle mit den Armen in der Luft herum. Es sieht albern aus, ich weiß. Aber ich bin so aufgebracht, dass ich das nicht stoppen kann.

Jetzt liegt ein Gewehr in meinem Bettzeugkasten. Mit Zielfernrohr und Schalldämpfer. Ein Fernrohr mit Stativ steht hinter meinem Schlafzimmervorhang. Die Polizei war hier. Und die Bollinger ist weg. Jupp geht vom Flur in die Küche. Ich folge ihm. Jupp wirft seine Jacke über einen Stuhl und setzt sich.

Nimm doch Platz, sage ich. Er soll merken, wie aufgebracht ich bin. An allem soll er es merken. Denn natürlich darf sich Jupp sonst setzen, ohne dass ich ihn dazu auffordere.

Schau ruhig in meinen Bettzeugkasten. Mit Zielfernrohr. Und Schalldämpfer, zische ich und fuchtele schon wieder mit den Armen, diesmal in Richtung Schlafzimmer.

Jupp greift nach der Tasse, die auf meinem Küchentisch steht und schaut hinein. Der Kaffee ist noch warm. Jupp trinkt einen Schluck.

Dir entgleitet da etwas, sagt Jupp.

Mir! schreie ich. Dir! Dir entgleitet alles.

Wir wollten das Zeugs doch verkaufen. Der Deal ist schon eingefädelt.

Ich beuge mich über den Küchentisch und starre Jupp in die Augen.

Ich will raus aus der Sache. Es ging doch schließlich nur darum, einen Klavierspieler ausfindig zu machen, damit er etwas leiser spielt. Es ging doch nur darum, ein wenig in den Wohnungen zu stöbern. Stattdessen habe ich jede Menge Lebensgeschichten am Hals und ein Gewehr im Bettzeugkasten und die Polizei in der Wohnung. Ich weiß, dass ich unter einem Dach mit Schrumpfköpfen lebe, einem so genannten Neffen der Bollinger und weiß Gott was. Ich mag nicht mehr, Jupp. Ich bin da jetzt draußen.

Erschöpft sinke ich auf einen Stuhl. Jetzt ist Jupp dran. Jetzt soll er mal etwas tun. Aber Jupp schweigt und trinkt seelenruhig meinen Kaffee.

Noch ein Törtchen dazu? frage ich grimmig.

Vorwurfsvoll schaut Jupp mich an. Er hat kein Recht dazu, so zu schauen. Ich öffne den Mund, meine Arme machen sich erneut bereit zum Fuchteln.

Nun bleib mal locker, sagt Jupp.

Ich kann nicht locker bleiben, wenn in meinem Bettzeugkasten –

Ja, aber nicht mehr lange, unterbricht mich Jupp. Ich weiß, die Nerven...

Zu allem Überfluss haben wir auch noch dieses arme Mädchen mit hereingezogen, fahre ich fort. Ich beuge mich wieder vor und klopfe vor Empörung und wie um meinen Worten Nachdruck zu verleihen mit dem Zeigefinger auf den Tisch.

Ich lebe in einem Haus voll Irrer, sage ich erschöpft.

Jupp schenkt sich Kaffee nach.

Das ist immer so, wenn du den Leuten näher kommst. Irgendwann staunst du nur noch.

Jupp hatte recht. Man brauchte ja nur uns anzuschauen. Jupp räuspert sich.

Ich sehe folgende Anhaltspunkte. Der Neffe der Bollinger ist

höchstwahrscheinlich nicht der Neffe. Du hast gewisse Utensilien versteckt.

Moment mal, sage ich. Ich habe sie nicht versteckt.

Ach.

Jupps Ton macht mich schon wieder wütend.

Ich habe sie, in einer Art Reflex, kurzfristig und beiläufig aus dem Blickfeld gezogen.

Jetzt ist es Jupp, der sich vorbeugt.

Stari, sagt er, und dass er meinen Namen nannte, lässt das, was er sagt, noch eindringlicher erscheinen. Was glaubst du? Hat Bollinger eigentlich einen Waffenschein?

Mein Gesicht wird kalt. Wenn er einen Waffenschein hat, warum wollte er dann das Gewehr verstecken? Wenn er keinen hat, dann weiß ich etwas, das keiner wissen sollte.

Soweit waren wir doch schon einmal.

Jetzt beginnt mein Gesicht zu glühen. Ruf die Polizei an. Die Sache mit der Waffe wird zu heiß. Ich bin zuversichtlich, dass die Polizisten mir den Reflex, zunächst alles zu verbergen, abnehmen werden. Alles würde gut werden. Besänftigt lehne ich mich im Stuhl zurück.

Bist du verrückt? empört sich Jupp. Das Geschäft ist im Laufen, morgen haben wir die Kohle.

Also, zurück zu unseren bisherigen Anhaltspunkten. Am besten geeignet scheint die de Jong zu sein, sagt Jupp. Da lohnt es sich zu stöbern. Da fangen wir an.

Wieso wir? frage ich.

Es klingelt.

Besuch, sagt Jupp. Dann kochst du wohl endlich noch einen Kaffee.

Ich gehe zur Tür und spähe durch den Spion. Draußen steht Bollinger. Ich schleiche zurück in die Küche.

Draußen steht Bollinger, flüstere ich.

Er wird wohl ein wenig schießen wollen, sagt Jupp, was ich überhaupt nicht komisch finde. Aber auch Jupp sieht etwas blass aus.
Ich mach jetzt auf, flüstere ich weiter. Bleib ganz still hier in der Küche.
Ich schleiche zur Tür zurück. Eigentlich hätte ich ganz normal gehen können. Ich spähe ein weiteres Mal durch den Spion. Bollinger steht noch immer da. Dann reiße ich die Tür auf. Ich finde, ich wirke sehr unbefangen.
Guten Tag, sage ich etwas zu laut. Sie möchten sicher Ihre Utensilien abholen. Bollinger macht Anstalten einzutreten.
Moment, Herr --
Bollinger reagiert nicht. Warten Sie.
Bevor ich die Tür vor ihm schließen kann, steht Bollinger im Flur.
Ich hole gleich Ihre Sachen. Den halb unterdrückten Aufschrei aus Jupps Richtung überhöre ich.
Einen kleinen Moment, flöte ich und eile in mein Schlafzimmer. Auf meinem Bettzeug mit den aufgedruckten kleinen Sonnenblumen liegt das Gewehr. Ich werde das Bettzeug waschen müssen. Vielleicht gebe ich es auch ganz fort. Mit Gewehren will ich nichts zu tun haben. Ich bemühe mich, das Gewehr nur so viel wie unbedingt notwendig anzufassen und trage es mit spitzen Fingern ins Vorzimmer.
So, jetzt fehlen ja nur noch Stativ und Fernrohr, sage ich. Wie lächerlich, beides hinter meinem Schlafzimmervorhang hervorzukramen als suche ich Ostereier. An der ganzen Situation ist nur Jupp schuld.
Bollinger nimmt seine Sachen und wendet sich zum Gehen. Wortlos. Noch nicht einmal ein kurzes Danke habe ich gehört.
Was macht die Arbeit, frage ich, weil mich sein Schweigen ärgert und ich ihn zum Reden bringen will.
Bollinger bleibt stehen.
Die geht gut voran, antwortet er. Warum fragen Sie?
Nur aus Interesse, sage ich schnell. Wir sind ja sozusagen im gleichen Metier.
Er lacht kurz auf. Unangenehm klingt sein Lachen.
Wenn Sie das so sehen.
Nun, Sie sind Fotograf, ich bin Schriftsteller. Sie wollten mir Ihre Bilder zeigen, provoziere ich ihn. Sie erinnern sich? Ein zweiter Termin, das war doch verabredet.
Bollinger lacht schon wieder. Dann sagt er etwas völlig Unerwartetes.
Wenn Ihnen so viel daran liegt, dann schauen Sie heute Abend bei mir vorbei. Sie haben mir einen Gefallen getan. Da will ich Ihnen meine Bilder nicht vorenthalten. Also, bis heute Abend dann.
Die Tür fällt hinter ihm ins Schloss.
Jupp, rufe ich und laufe in die Küche. Ich habe einen Termin bei Bollinger.
Jupp schaut mich an. Du Idiot. Warum sagst du nicht einfach, die Polizei hat die Sachen beschlagnahmt?
Äh, ist mir grad nicht eingefallen.
Ewig schade. Was sage ich jetzt meinen Geschäftspartnern? Ich glaube, dir entgleitet etwas. Du hast einiges vergessen. Du hast vergessen, warum du klingeln solltest. Es ging um das Sanierungskonzept. Die Idee mit dem Schriftsteller war ein Vorwand.
Ich stehe in der Küche herum und ärgere mich über mich selbst. Gerade eben hatte ich die Chance gehabt, aus der ganzen Geschichte auszusteigen. Jetzt bin ich wieder mittendrin. Und noch dazu am Abend ausgerechnet bei Bollinger in der Wohnung, denn irgendwie möchte ich schon wissen, was dieser Kerl mit seinem Gewehr und dem Fernrohr wirklich vorhat.

12. Kapitel (Martina Jung)

Bewaffnet mit meinem Notizblock – also im Grunde wehrlos – stehe ich um Punkt 19:00 Uhr vor Bollingers Wohnung. Ich fühle mich wie Colombo, bloß mit dem Unterschied, dass der in einer brenzligen Situation weiß, was er zu tun hat. Rein theoretisch könnte es sein, dass dieser Bollinger seine Tante auf dem Gewissen hat und ein neues Opfer sucht, das er in der Wohnung festhalten und – möglicherweise mit tödlich langweiligen Fotos – quälen kann.

Ich hätte Jupp sagen sollen, dass er die Polizei verständigt, wenn ich mich nicht in längstens einer Stunde melde. Doch wahrscheinlich wäre er mir ohnedies keine Hilfe. So wie ich ihn kenne, nimmt sich Jupp im Fall meines Verschwindens vielleicht meine Wohnung vor, macht eine Bestandsaufnahme für seine zwielichtigen Geschäftspartner und Zwischenhändler. Bestimmt kennt er Leute, die sogar für meine Karl-May-Bücher und die zerkratzten CDs ein paar Scheine hinblättern würden. Noch bevor ich diesen – zugegeben etwas beunruhigenden – Gedankengang zu Ende gesponnen habe, geht die Tür auf und Bollinger bittet mich herein. Er hat sich extra rasiert und in Schale geworfen. Entweder ist er schwul oder er will seinem Fahndungsfoto nicht mehr ähnlich sehen. Schmarrn, denke ich bei mir. Würde er verdächtigt, seiner Tante etwas angetan zu haben, stünde er jetzt nicht in seiner Küche, sondern säße irgendwo in U-Haft. Aber vielleicht ist er ja bloß... was genau bedeutet eigentlich ‚angezeigt auf freiem Fuß?‘

"Möchten Sie einen Kaffee?", fragt Bollinger. Sein Gesicht wirkt eiskalt, doch er gibt sich gekonnt gastfreundlich.

Ich nicke ihm zu. Ein überzeugendes Lächeln bringe ich jetzt beim besten Willen nicht zustande.

"Wozu der Notizblock?" Schwungvoll leert Bollinger den Kaffee von einer vergammelten Kaffeemaschine in ein überdimensionales Häferl, das er mir gleich darauf in die Hand drückt, "Mit Milch?"

"Ja, bitte! Mit viel Milch und zwei Stück Zucker." Den Notizblock stecke ich samt Kuli in die Hosentasche, entschlossen, meine vorgetäuschte Profession vorläufig ruhen zu lassen. Überzeugungsarbeit muss ich bei Bollinger erst wieder leisten, wenn die Rede auf meine Gedichte kommt.

"Was macht die Kunst? Die Poesie?"

Offensichtlich kann der Kerl hellsehen wie Madame Sylvie. Ein Schüler von ihr? Quatsch.

"Wunderbar! Alles bestens", höre ich mich antworten und noch bevor er nachhaken kann, werfe ich ihm ein "Heute geht's aber um Sie und Ihre Kunst" zu.

Die meisten Menschen werden überglücklich, wenn man ihnen das Gefühl vermittelt, sie wären etwas Besonderes. Vor allem diejenigen, die sich für Künstler halten. Höchst empfänglich für Lob. So auch Bollinger. Strahlt mich an wie ein auf Hochglanz poliertes Honigkuchenpferd – falls es so etwas überhaupt gibt – und prostet mir mit seiner Kaffeetasse zu: "Auf die Kunst!"

"Genau! Auf die Kunst!"

Bollinger deutet mir, im Wohnzimmer Platz zu nehmen. Gerade noch rechtzeitig erinnere ich mich an den eigentlichen Grund meiner Anwesenheit und lasse meinen Blick unauffällig durch den Raum schweifen.

"Sie haben eine Brille?", fragt er mich aus dem Hinterhalt.

Eigentlich trage ich das gute Stück nur, damit ich dem Image eines Schriftstellers deutlich sichtbar entspreche und wertvolle Gegenstände von nutzlosem Hausrat

besser unterscheiden kann. Meine Antwort fällt natürlich etwas anders aus: "Ich will Ihre Fotos ganz genau sehen. Damit mir kein Detail entgeht."

Wieder lächelt Bollinger selig. Irgendwie macht er mir Angst. Ob das an dem Gewehr liegt oder an ihm selbst? Ich kann nur hoffen, dass meine Gedanken seiner hellseherischen Wahrnehmung entgehen.

"Sie können es also nicht mehr erwarten." Das klingt mehr nach einer Feststellung als nach einer Frage.

"Auf gewisse Art sind sich alle Künstler ähnlich. Wir leben für unsere Werke, kämpfen um Anerkennung, fühlen uns oft einsam und unverstanden", lasse ich meine pathetische Ader fließen. Ob ich ihn damit beeindrucke? Dabei bin ich gar kein Künstler. Und er vielleicht noch weniger.

"Seit wann fotografieren Sie?" Ich darf nur nicht den Faden verlieren.

"Seit ich zehn bin. Die erste Kamera hat mir mein Vater gekauft."

"Ah. Was haben Sie denn damals fotografiert?"

"Alles. Alles, was mir vor die Linse gelaufen ist und nicht schnell genug wieder weg war", sagt er und lacht.

Sein Lachen klingt seltsam. Es wirkt angespannt, extrem unnatürlich und hört sich um mindestens zwei Oktaven höher an als seine Sprechstimme.

Unwillkürlich verteilt sich ein Meer von Gänsehaut auf meinem Körper. Ich hätte nicht noch mal her kommen sollen. Dass es hier für Jupp nichts zu holen gibt, habe ich doch schon beim ersten Besuch festgestellt. Aber am Ende sind seine Fotos ein Vermögen wert? Vielleicht steckt sogar ein verkanntes Genie in diesem eigenartigen Kerl mit der Drei-Millimeter-Kurzhaarfrisur und den schiefen Zähnen? Wer weiß? Oder täuscht er den Künstler nur vor, um von der verschwundenen Tante abzulenken? Nach dem Gewehr traue ich mich jedenfalls nicht zu fragen. Ob das Fernrohr wohl an seinen Platz zurückgekehrt ist und wieder – wofür auch immer – artgerecht verwendet wird?

"Trinken Sie doch den Kaffee aus! Der muss ja schon eiskalt sein."

Fein. Jetzt klingt er auch noch wie meine Mutter!

Mit einem Ruck steht Bollinger auf, trabt zu jener Tür, die er mir beim letzten Mal noch breitbeinig versperrt hat.

"Na dann wollen wir mal!"

Mein Pulsschlag erhöht sich, als ich den Raum hinter ihm betrete. Tatsächlich! Eine Dunkelkammer! Und mehr als das. An der rückwärtigen Wand sehe ich ein Regal, das bis unter die Decke reicht. Mit unzähligen Fotoalben und Schachteln, aus denen da und dort einzelne Filmrollen heraushängen. Die Szene ist echt! Hier war kein Requisiteur am Werk, der Mann ist Fotograf, kein Zweifel. Oder sagen wir, sicherheitshalber: hier lebt jemand, der sich intensiv mit Abbildungen der Wirklichkeit beschäftigt. Künstler oder nicht, das ist mir mehr als egal.

Die sofaähnliche Sitzgelegenheit bietet gerade mal zwei Leuten Platz. Bedächtig zieht Bollinger oben links einen Ordner hervor und zwängt sich neben mich.

Seine Miene ist mit einem Mal todernst und würdevoll. "Wollen Sie meine Bilder wirklich sehen?"

Ich nicke wortlos. Er blickt mich prüfend an.

„Na klar.“ Ich nicke mit Worten.

"Dann erzählen Sie niemanden von dem, was Sie gleich sehen."

Erneut nicke ich, das beherrsche ich mittlerweile. Ich probiere ein Pokerface, obwohl mir die Atmosphäre mehr als grotesk erscheint. Wenn es die Umstände erfordern, bin ich ein Meister der Selbstbeherrschung. Und die Umstände erfordern meine Selbstbeherrschung mehr als je zuvor, das sehe ich beim Anblick des ersten Fotos. – Mein Gott. Was ist das!! Nein, das ist doch – Unmöglich! --

Wären meine Hände nicht – aus Platzmangel – unterhalb des Ordners eingezwängt - ich würde sie mir vor den Mund halten. So fest ich kann, presse ich die Lippen zusammen. Mit Mühe unterdrücke ich ein jähes Würgen im Hals, das mein Magen blitzartig nach oben schickt, kein freundlicher Gruß. Bollinger blättert seelenruhig weiter. Ich halte mich am Sofa fest, sehe nur noch schwarze Kreise, die ineinander verschwimmen – oder dreht sich das Zimmer? ‚Was war im Stiegenhaus, mit der Polizei? Warum hat man Sie festgenommen‘ möchte ich ihn fragen, und ‚Wer spielt Klavier, hier, auf meinen Nerven?‘ Der Boden schwankt unter meinen Füßen, die Zunge steckt wie ein dicker, unbeweglicher Kloss in meinem Rachen. Womit habe ich das wieder verdient! Wie von weit her vernehme ich seine Erläuterungen zu den Bildern: "Ich habe zehn Jahre als Polizeifotograf gearbeitet. Stellen Sie sich das vor! So eine Chance! Das war meine beste Zeit. Als Mensch und Künstler. Den Tod in all seinen Facetten festzuhalten. Was für eine seltene Gelegenheit! Wer kriegt schon so etwas je zu Gesicht? Das Grauen im Detail zu dokumentieren, das Unerklärliche bildlich darzustellen – eine ungeheure Faszination geht davon aus, finden Sie nicht? Das ist wahre Kunst. Lebende Kunst. Mit den Toten." Er lacht. Wieder sein blökendes, irres Lachen. Mein Mund ist staubtrocken. Ich schlucke. Auf vieles bin ich gefasst gewesen: Auf Stalking-Fotos von der blonden Nachbarin, auf tausende Bilder von irgendeiner Sängerin, die er von Gig zu Gig verfolgt, oder auf entsetzlich langweilige Urlaubsfotos, auf die üblichen verschwommenen Schnappschüsse und Kindheitserinnerungen, von mir aus auf Pop Art, Computerfotos oder Pin Ups. Doch das? Was gäbe ich für eine schlagartig einsetzende, temporäre Weitsichtigkeit! Ich will sie nicht sehen, diese Menschen, die man erschossen, erstochen oder erhängt hat, die verblutet, verkohlt oder vom stundenlangen Treiben in Wasser bis zur Unkenntlichkeit aufgequollen sind! Doch Bollinger kennt keine Gnade, blättert weiter. Wäre ich grusel- und horrorfilmgeeicht, täte ich mir beim Anblick von Leichen und ihren verstümmelten, verwesten Körpern erheblich leichter. So kann ich nur hoffen und beten, dass mir alsbald eine plausible Begründung für einen dringend unaufschiebbaren Aufbruch einfällt.

Könnte mich jetzt nicht irgendjemand anrufen? Zu den unmöglichsten Zeiten geht mir meine Familie auf die Nerven. Und ausgerechnet in dieser schlimmen Stunde findet es keiner der Mühe wert, meine Nummer zu wählen! Auf nichts ist Verlass! Die Welt ist schlecht. Und mir auch. Unerträglich schlecht. Bollinger scheint's zu merken, sieht mich prüfend an. Ich nicke wieder. Völlig unabsichtlich. Da bimmelt es in meiner Hose ... Mein Handy! Dran ist meine Schwester und regt sich entsetzlich auf. Ihr Mann ist seit zwei Stunden überfällig. Dabei wäre gerade heute Abend der optimale Zeitpunkt für eine gezielte Vermehrung zwischen den beiden. Sie faselt etwas von Eisprung, Mondphasen und ihrer Unterleibstemperatur. Sehr interessant. Nur zu gern lass' ich mich von ihrer Aufregung anstecken, stammle: "Jaja, natürlich ... gleich jetzt. Sofort ... na klar. Ich komme! Baba!" "Sie gehen schon?", fragt Bollinger sichtlich enttäuscht. "Ich muss." "Warum?" "Meine Freundin." "Was ist mit ihr? Ist sie krank?" "Sie will ein Kind." „Jetzt?“

„Ja, das war der Plan. Ich muss das vergessen haben. Aber in der nächsten Stunde ist der optimale Zeitpunkt für eine Empfängnis.“

Bollingers Blick kann ich nicht deuten. Ist er verwirrt, zornig, beleidigt oder widert ihn etwa das Wort 'Empfängnis' an? Vielleicht stellt er sich mich gerade beim Zeugungsakt vor. Wenn es das ist, was ihn so komisch dreinschauen lässt, hat er mein vollstes Verständnis.

"Es ist wirklich wichtig für – äh meine Freundin. Und für mich. Äh. Und für uns natürlich am meisten. Ich meine, für uns als Paar, äh als Familie. Als – zukünftige Familie, nämlich -"

"Ah, ich verstehe." Widerwillig lässt er mich aus seinen Fängen und begleitet mich zur Tür: "Lassen Sie Ihre Freundin grüßen! Und äh... viel Erfolg!"

"Danke!" Wäre für diese Mission ein 'Viel Spaß' nicht eher angebracht? Beinahe hätte ich meine Wohnungstür angesteuert. Rechtzeitig schwenke ich scharf links zum Aufzug.

"Ach ja, übrigens: Wenn das mit dem Kind klappt ... Ich meine, Ihnen haben meine Fotos doch so gut gefallen ... Also, wenn Sie wollen, dann fotografiere ich gern das Kind, gleich nach der Geburt. Oder bei der Taufe!", ruft er mir noch zu, bevor die Aufzugstüre sich öffnet.

Mich schaudert's. Nix wie rein in den Lift und frische Luft tanken!

13. Kapitel (Ossi Heiter)

Ich bin zwar schon öfters an dieser Türe vorbeigegangen und habe auch angeklopft – ob die Klingel funktioniert, weiß ich nicht, ich höre jedenfalls von draußen nichts, wenn ich den Knopf drücke - aber bisher hat sich auch auf stärkeres Klopfen niemand gemeldet.

Ist das vielleicht eine leerstehende, unbenutzte Wohnung? Ein Namensschild gibt es nicht.

Diesmal höre ich aber von drinnen ein Geräusch. Wenn sich da nicht der Wind oder eine einsame Katze bemerkbar macht, dann muss wohl ein Mensch in der Wohnung sein.

Ich klopfe also wieder - keine Reaktion.

Ich klopfe nochmals, etwas stärker - derselbe Erfolg.

Vielleicht ist jemand drin, der meinen Besuch nicht wünscht - dann kann er es mir sagen und ich werde es akzeptieren.

Vielleicht ist es aber jemand, der sich nicht bemerkbar machen kann. Vielleicht liegt da die alte Bollinger gefesselt und geknebelt drin und kann nur mit Bewegungsgeräuschen - Stampfen mit dem Fuß etc. - auf sich aufmerksam machen.

Ach, Stari, du hast wilde Fantasien, vielleicht wurde einfach nur dein Klopfen nicht gehört.

Ich klopfe also noch heftiger - nichts.

Dann schlage ich mit der Faust kräftig gegen die Türe - es dröhnt, dass man es bis ins Erdgeschoss hören muss.

Nichts.

Gerade, als ich neuerlich mit einem harten Gegenstand auf die Türe losgehen will, vernehme ich von drinnen eine Stimme. Die Worte verstehe ich zwar nicht, aber es hat den Anschein, als ob mir jemand eine vage Information übermittelt, dass er nun alsbald zur Türe zu kommen beabsichtigt.

Und tatsächlich, fast eine Minute später - ich war schon versucht, neuerlich zu poltern - öffnet sich die Türe und im Türspalt erscheint - die offenbar älteste Bewohnerin dieses Hauses. Ihrem Aussehen nach ist sie sicher älter als das Haus.

Dabei fällt mir ein, dass ich über das Haus selbst nur wenig Informationen habe. Ich weiß nicht, wann es gebaut wurde und von wem, beschließe so nebenbei, diese Daten möglichst bald einzuholen, denn wenn ich schon über das Haus und die Bewohner zu schreiben vorgebe, muss ich allmählich auch etwas über die Entstehung des Hauses in Erfahrung bringen.

"Was wollen Sie?" fragt mich die alte Dame.

"Ich möchte ein Buch schreiben..." sage ich; noch ehe ich weiterreden kann, unterbricht sie mich: "Ich kaufe nichts, ich habe schon einen Staubsauger - und ein Buch habe ich aus schon."

"Ich will ihnen kein Buch verkaufen, ich will nur...."

"Hören Sie schlecht? Ich habe gesagt, dass ich kein Buch kaufe und auch sonst nichts. Also gehen Sie woanders hin."

"Sie missverstehen mich" sage ich etwas lauter, da mir inzwischen klar geworden ist, dass die alte Dame sehr schwerhörig sein muss, "Ich will Sie nur etwas fragen."

"Fragen Sie wen anderen" - offenbar hat sie nun zumindest verstanden, was ich gesagt habe.

"Es geht um das Haus und seine Bewohner, und Sie wohnen ja hier im Haus."

"Sind Sie vom Magistrat oder kommen Sie wieder von der Polizei? Zeigen Sie mir Ihren Ausweis."

"Was soll ich Ihnen zeigen! Ich bin weder vom Magistrat noch von der Polizei!" schreie ich sie an, "Ich bin hier vom Haus".

"Aha, sind Sie der neue Hausmeister? Ich weiß zwar nicht, was Sie von mir wollen, aber kommen Sie weiter, das lange Stehen fällt mir schwer, drinnen hab ich einen Sessel."

Im ersten Moment erschrecke ich, mir gehen die kuriosesten Ideen durch den Kopf - nur einen einzigen Sessel?

Sie schlurft, auf ihren Gehstock gestützt, vor mir her ins Wohnzimmer. Wir brauchen für die 3 oder 4 Meter fast eine Minute, bis wir in einem ungelüfteten Raum ankommen, wo sie sich mühsam in den tatsächlich einzigen Stuhl fallen lässt.

"Darf ich die Fenster öffnen?" frage ich nach Atem ringend.

"Nein, ich habe der Hausverwaltung schon gesagt, dass ich keine neuen Fenster brauche."

"Ich meine *Aufmachen*" sage ich wieder in der erhöhten Lautstärke, die ich beim vorigen Satz nicht verwendet hatte.

"Wir brauchen nichts ausmachen, ich will keine anderen Fenster."

"Öffnen" schreie ich sie wieder an.

"Wozu brauchen Sie einen Löffel?" fragt sie erstaunt.

Ich resigniere und gehe einfach zum Fenster, das sich aber gar nicht so einfach entriegeln lässt. Dort werke ich einige Zeit, rüttelte und schlage gegen den Riegel, bis ich es endlich schaffe und wohltuende Frischluft in den Raum strömt.

Sie hat mir stumm zugesehen und murmelt jetzt: "Oh, danke junger Mann, es ist mir seit Jahren nicht mehr gelungen, die Fenster aufzumachen. Das ist sehr nett von Ihnen."

Na also, da hab ich nun doch einen positiven Zugang gefunden; und ich hatte schon gedacht, sie würde mich hochkantig rausschmeißen. Zu holen ist da sicher nichts, Jupp wird enttäuscht sein, wenn ich ihm von diesem Besuch berichte. Das Wertvollste in der ganzen Wohnung ist vermutlich das uralte Röhrenradio, vielleicht könnte das einen Antiquitätensammler dazu bewegen, ein paar Scheine locker zu machen.

Ansonsten gibt's hier nur stoßweise alte Zeitungen, beschädigtes Geschirr, ramponierte Möbel, zerrissene Polster und Decken sowie eine Lampe mit zersprungenem Lampenschirm. Allerdings verfügen so alte Leutchen, die keine Ausgaben haben, oft über ein kleines Vermögen, das sie im Sparstrumpf oder unter dem Kopfpolster aufbewahren. Naja, das muss sich Jupp überlegen. Ich muss nur herausfinden, wann und wie oft sie nicht daheim ist. Bei dem Chaos hier fällt es sicher nicht auf, wenn jemand die Wohnung durchwühlt.

Da ich keinen zweiten Sessel sehe und auch nicht weiß, worauf ich mich setzen kann, ohne etwas zu beschädigen. bleibe ich beim Fenster angelehnt stehen. Das Wort "Buch" will ich lieber nicht mehr verwenden, daher sage ich: "Ich schreibe einen Bericht über alle Hausbewohner. Und darum bin ich hier, um Sie auch zu fragen, Frau äh - "

"Mich muss man nicht tragen, ich kann ganz von alleine gehen, ich habe einen Gehstock, damit geht's ganz gut."

Etwas lauter rufe ich: "Nein, ich möchte Sie für meinen Bericht interviewen."

"Ich bin aber noch ganz gesund, was wollen Sie da machen? Das brauch ich nicht!"

Keine Ahnung, was sie da wieder verstanden hat, doch offenbar nicht das, was ich gesagt habe, daher schreie ich: "Wohnen Sie schon lang in dieser Wohnung? Wie lange?"

"Vier Meter, es ist eine kleine Wohnung, aber ich habe noch ein paar kleine Nebenräume. Wozu brauchen Sie das?"

Zwecklos, ihr die Frage zu erläutern. Vielleicht sagt sie mir den Zeitraum, wenn ich nach dem Bodenbelag oder ihrer Schuhnummer frage. Ich werde eben einfach weiterfragen, dann kommt möglicherweise irgendwann die passende Antwort.

„Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Stari. Und wie heißen Sie?“

„Ja, heute ist es wieder sehr heiß, da bin ich froh, dass Sie das Fenster aufgemacht haben.“

„Freut mich, dass ich Ihnen behilflich sein konnte, Frauäh???“

„Ja, ich bin eine Frau.“

„Und wie ist Ihr Name? Wie heißen Sie?“

„Achso Jomania heiße ich.“

„Und ich heiße Stari, Frau Achsojomania.“

„Nein, nur Jomania.“

„Ach so.“

„Ja so.“ Bisher gelang es mir, ihre extrem undeutliche und schlampige Aussprache noch einigermaßen zu verstehen bzw. ein gänzlich unverständliches Wort aus dem Zusammenhang zu identifizieren – aber bei einem einzelnen Namen fällt es schwer, herauszufinden, was sie meint.

„Eulalia?“

„Sie hören schlecht, junger Mann.“ Nun unternimmt sie einen Versuch, langsam die einzelnen Silben zu artikulieren, „O – na – na – ni – a“

„Amalia?“

„Ja, richtig, Jomania.“

Was sie sagte, hörte sich zwar nicht nach Amalia an, aber da sie meine Frage bestätigt hat, kann ich wohl davon ausgehen, dass sie Amalia heißt - das würde auch gut zu ihr passen.

"Wie oft gehen Sie aus der Wohnung," schreie ich, "Schaffen Sie das Stiegensteigen, wenn Sie einmal weggehen?"

"Warum wollen Sie mir die Ziegen zeigen? Ich brauche keine Haustiere. Keine Ziegen und keine Affen."

Wieso kam sie grade auf Affen? Ich bin erstaunt. Noch merkwürdiger ist, dass mir nun plötzlich Frau Lehmann einfällt. "Kennen Sie die Frau Lehmann?"

"Was soll die Frage? Ein Schneemann ist doch kein Haustier. Ich habe schon lange keinen Schneemann gebaut, nicht einmal am Fensterbrett -"

Sie versteht mich einfach nicht, aber eigentlich ist mir das egal. Jetzt geht es einmal darum, was Jupp interessieren würde – denn, was *mein* Interesse betrifft: als Übeltäterin am Klavier scheidet sie wohl eindeutig aus.

"Verlassen Sie nie diese Wohnung?"

"Ja, mein Mann hat mich vor vierzig Jahren verlassen. Als er Zigaretten kaufen ging, ist er nicht mehr zurückgekommen."

"Und haben Sie sonst keine Verwandten mehr? Eine Tochter oder einen Sohn?"

"Er ist nicht mehr mein Sohn", meint sie ganz energisch.

"Wer, wen meinen Sie?"

"Mein Nichtmehrsohn, er kümmert sich nicht um mich, obwohl er hier im Haus wohnt. Ich habe ihm seinerzeit gesagt, dass ich seinen Lebenswandel nicht gut finde und dass ich dagegen bin, dass er sich am ganzen Körper teterisieren lässt. Wissen Sie, was er gesagt hat?"

Da ich nicht weiß, was Teterisieren ist, kann ich auch nicht einmal vermuten, was er gesagt haben könnte.

„Nein. - Was hat er denn gesagt?“

„Von der teppaten Oiden will ich nichts mehr wissen, hat er gesagt.“

"Wer hat das gesagt?"

"Der einmal mein Sohn war."

"Ja, aber wer ist das, wann hat er das gesagt? Wo wohnt er?"

Die Alte blickt leicht sinnierend, scheinbar geistesabwesend zur Decke, bewegt dabei rhythmisch ihre Finger. Sie scheint über irgendetwas nachzudenken, während sie mit den Fingern spielt. Als ich bereits wieder eine Frage stellen will, sagt sie unvermittelt: "Jaja, neunzehn."

Neunzehn - durchfährt es mich wie ein Blitz. Neunzehn - das ist die Türnummer von Jupp. So ein Schurke. Ich hatte schon mal den Verdacht, dass er alles, was er mir da anlastet, nur als Vorwand verwendet. Das einzige Buch, das ihn wirklich interessiert, ist wohl das Sparbuch seiner alten Mutter!

Ich gehe einen Schritt näher und schreie, aber diesmal nicht, um mich verständlich zu machen, sondern aus Wut über den Betrug von Jupp. "Ich kenne

Ihren Sohn, aber ich hatte nie gedacht, dass er so ein gemeiner Hund ist. Ihr Sohn - also der Mann von Türnummer neunzehn - ist schon lange mein Freund, aber ab heute nicht mehr."

Anscheinend war ich diesmal so ausdrucksstark, dass sie offenbar jedes Wort verstanden hat: "Nein, mein Sohn wohnt nicht auf Tür neunzehn. Seit neunzehn Jahren ist er nicht mehr mein Sohn, aber er wohnt auf Tür sieben."

Oha, Tür sieben, den hab ich schon kennengelernt, mir fällt meine Begegnung mit dem tätowierten Brutalo ein. Na klar, der Beschreibung und dem Verhalten nach hätte ich freilich sofort draufkommen müssen. Und auch, dass sie mit Teterisieren eigentlich Tätowieren gemeint hat. Geistig mache ich einen Kniefall vor Jupp und bitte ihn händeringend um Verzeihung. Jupp, es tut mir leid, dass ich so von dir gedacht habe!

Na, jetzt ist mir einiges klar, mit diesem halbstarke Rüpel will niemand was zu tun haben, der nistet noch unangenehmst in meiner Erinnerung. Aber es muss doch jemand geben, der sich ab und zu um sie kümmert. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie noch oft außer Haus geht.

"Was essen Sie? Sie müssen doch ab und zu einkaufen gehen?"

"Sie brauchen mir nichts einkaufen. Da im Haus ist eine sehr nette Frau, die bringt mir alles, was ich brauche."

Ich überlege, wer von den Leuten, die ich bisher kennengelernt habe, das sein könnte. Vielleicht Frau de Jong oder gar Pipsi?

"Wer ist das? Wie heißt sie? Ist das vielleicht Pipsi?" frage ich.

"Also wenn Sie es dringend haben, da vorne rechts ist die Türe, aber waschen Sie sich nachher die Hände."

Ich werd verrückt, was hat sie denn jetzt wieder verstanden? "Nein, ich meinte, wer für Sie einkaufen geht. Sagen Sie mir bitte, wer das ist?"

"Sie heißt Welinad, sie ist sehr nett. Ohne sie wäre ich schon längst verhungert."

Welinad? Welinad? - Wer im Haus heisst Welinad? Die habe ich noch nicht kennengelernt. Na, vielleicht steht mir noch eine interessante Begegnung bevor.

"Es stört Sie hoffentlich nicht, wenn ich mehr von Ihnen wissen will" - Ich vermeide bewusst Worte wie "fragen" und "interviewen".

"Aber nein, mich hat schon lange niemand mehr küssen wollen."

Schön langsam gewöhne ich mich an ihre missverständnisträchtige Rede, hat irgendwie Charme. Da sollte man eigentlich mitschreiben...

"Und Sie gehen nie da hinaus?"

"Ja, ich bleibe immer im Haus. Ab und zu gehe ich zum Pischiatere, wenn ich sehr traurig bin, da muss ich nicht weit gehen."

Zum Pisch... ach so, zum Psychiater. Na, den kenne ich freilich. Ein Halsabschneider. Also wenn bei der Alten etwas zu holen ist, dann hat der sicher bereits alles abgecashed.

Ans Schreien habe ich mich inzwischen schon gewöhnt, aber dass sie so schwer zu verstehen ist, macht mir Schwierigkeiten. Dennoch vergesse ich manchmal und spreche in normaler Lautstärke.

"Was verlangt der Psychiater von Ihnen pro Sitzung?"

"Was haben Sie gesagt?" schreit sie mich jetzt an.

Ich werde wieder lauter: "Was verlangt der Pischater von Ihnen pro Sitzung?"

"Junger Mann, Sie sprechen etwas undeutlich. Von einer Impfung war keine Rede. Sie haben sicher ihr Gebiss vergessen. So ist es mühsam, mit Ihnen zu korrumpieren. Können Sie nicht ein bisserl deutlicher reden?"

Plötzlich scheint ihr einzufallen, dass Sie selbst etwas vergessen haben könnte. Sie zuckt etwas erschrocken, dann nimmt sie ein kleines Hörgerät aus dem Ohr, das ich bisher gar nicht bemerkt hatte.

Am Tisch steht ein Glas trübes Wasser, aus diesem fischt sie nun zwei Gebissteile heraus und lässt das Hörgerät ins Wasser fallen. Ohne sie irgendwie zu reinigen, nimmt sie die falschen Zähne in den Mund. Dann greift sie nach einem neben dem Wasserglas liegenden kleinen Trichter und steckt ihn ins Ohr.

"So, jetzt kann ich Sie hoffentlich besser verstehen", sagt sie mit einer verständlicheren Aussprache als vorher – aber mit leichtem Knackton.

"Viel besser", antworte ich im Brustton der Überzeugung, "Sicher viel besser"

"Ohne dieses praktische Hörgerät hätte ich jetzt sicher *viel Pfeffer* verstanden. Aber es ist anstrengend, wenn ich es längere Zeit ans Ohr halten muß, dann tut mir die Hand weh."

Irgendetwas stimmt mit ihrer Aussprache zwar noch immer nicht, fast bei jedem Wort kommt ein leichtes Knackgeräusch dazu. Das Gebiss muss wahrscheinlich sehr locker sitzen, aber ich bin froh, daß sich die Kommunikation nun allmählich dem eines gegenseitigen Verstehens genähert hat.

"Wie lange wohnen Sie denn schon hier in dem Haus?" ist meine nächste Frage.

"Seit es gebaut worden ist, ich bin praktisch in dieses Haus hineingeboren."

"Und wann war das?"

"Junger Mann, man fragt eine Dame nicht nach ihrem Alter. Aber ausnahmsweise werde ich mal nachrechnen. Hm, wann war das? Der Krieg war 1913 zu Ende, oder war's Neunzehnvierz.....?"

Manche Gebissträger haben ein Problem mit bestimmten Worten, das ist nichts Neues. Bei Ihr war es offenbar die Zahl neunzehnvierzehn. Die obere Hälfte ihrer Prothese glitt ihr bei diesem Wort aus dem Mund und kullerte zu Boden.

"Oh, bitte, würden Sie mir die Zähne aufheben, ich tu mir schon schwer mit dem Bücken! Das Aufstehen fällt mir schwer, mein Rücken spielt nicht mehr mit, jeder Knochen in der Wirbelfäule tut mir weh."

Zum Glück habe ich Taschentücher eingesteckt. Mit einem davon fasse ich nach dem Gebiss und gebe es ihr vorsichtig. Sie schnappt es und schiebt es gierig wie einen McDonald-Hamburger in den Mund.

"Ich war damals noch ein bissl jünger als heute, jetzt lebe ich schon so lange hier. Ich habe mich so an diese Wohnung gewöhnt. Ich möchte nicht mehr weg, auch wenn es hier oft viel Aufregendes gegeben hat."

"Was war hier aufregend?" frage ich.

"Es ist immer wieder was los. Vor ein paar Tagen war die Polizei im Haus. Ich weiß nicht, was die gesucht haben. Ich dachte schon, mein Nichtmehrsohn hat etwas angestellt, aber der war diesmal unschuldig. Ich weiß nicht, was die da gesucht haben."

Ich weiß es zwar, hatte ja die Situation miterlebt, aber halte es nicht für notwendig, sie darüber aufzuklären, zumal sie noch einiges über das Haus erzählen könnte.

"Und was wissen Sie noch an Ereignissen in dem Haus?"

"Vor langer Zeit war die Rede davon, dass hier immer wieder Menschen verschwunden sind. Aber ich weiß, warum."

Oha, jetzt wirds interessant, dasselbe hat doch schon mein bärtiger Kellerfreund erwähnt. Ich hoffe, dass er mir Näheres darüber erzählen wird, aber wenn mir Amalia etwas darüber berichten kann, dann habe ich eine doppelte Informationsquelle.

Ich will sie schon bitten, mir darüber mehr zu erzählen, aber noch ehe ich etwas sagen kann, höre ich bekannte Klänge. Klavier! Ewiges Geklimper! Das Klavierspiel kommt deutlich von der Türe, durch die ich zuvor eingetreten war: So als würde jemand genau vor der Türe ganz laut in die Tasten dreschen.

"Ach, das ist Welninad. Wir haben vereinbart, daß sie sich mit dem Radioapparat bemerkbar macht, weil ich ja das Knöpfen nicht höre. Bitte gehen Sie zur Türe und lassen Sie sie henein. Ich brauche zu lange dazu."

Nichts lieber als das, denke ich. Die beste Gelegenheit, sie kennenzulernen, dann habe ich für mein nächstes Interview gleich ein passendes Entree.

Ich laufe zur Türe, stolpere fast über den löchrigen Teppich und öffne - und kippe vor Überraschung fast aus den Socken, als ich das Mädels mit der tragbaren Stereoanlage in der Hand sehe.

Sie ist genauso überrascht - hat nicht damit gerechnet, dass so schnell geöffnet wurde. Und mich hat sie hier auch nicht erwartet.

„Was machst du denn hier bei der Frau Anna-Maria?“ ruft sie aus.

"Aber das ist ja Belinda", stammle ich erstaunt.

Und von hinten kommt die Antwort der alten Frau: "Jaja, stimmt, ich sage Ihnen doch die ganze Zeit, daß Welinad für mich einkaufen geht."

14. Kapitel (Irene Wondratsch)

Anna-Maria? Ich bin nicht bereit, das zu akzeptieren. Für mich heisst sie weiter Amalia, das passt eindeutig besser zu ihr. Noch besser wäre Oma Amalia.

Es wird Zeit, dass ich mich wieder aufs Wesentliche konzentriere. Dh ich muss den Klavierspieler finden. Es kann nicht dieser Radioapparat sein, das ist klar; das merkt man irgendwie. Am Klang, am Dröhnen, an allem. – Nein, das ist eine natürliche Person, eine höchst unsympathische, wirklich existierende Person. Ich muss den Kerl finden, damit ich wieder meine Ruhe finde. Ich brauche meine Ruhe zum Nachdenken. Ich muss nachdenken, wie ich wieder zu Geld komme. Wie komme ich bloß zu Geld? Klar, indem ich Jupp Tipps gebe. Also Schriftsteller spielen, Leute ausfragen. Nach dem Klavierspieler Ausschau halten. Und nach wertvollem Inventar. Bollinger auf die Schliche kommen, und vielleicht ein paar andere Rätsel lösen. Das Rätsel der Verschwundenen zum Beispiel. Ganz schön viel auf einmal.

Die Verschwundenen...

Jupp habe ich auch schon lange nicht gesehen. Aber der verschwindet meist auf natürliche Weise, in irgendwelchen Kaschemmen. Bollinger hat sich vermutlich durch seine lange Tätigkeit als Polizeifotograf aus der Affäre ziehen können, ehemaliger Kollege und so.

Aber was ist da wirklich vorgefallen? Warum haben sie ihn abgeführt? Warum wollte er das Gewehr unbedingt bei mir verstecken? Und das Fernrohr? Wen beobachtet er und warum? Die Blondine glaube ich ihm schon lange nicht mehr.

„Juhu!“ Belinda wachelt mit der Hand vor meinem Gesicht herum und reisst mich aus meinen Gedanken, dann läuft sie mit hochrotem Kopf davon. Ich folge ihr in einen Raum, der mich trotz meiner nicht zu leugnenden konstanten Verwirrung augenblicklich entspannt. Mein Blick fällt auf ein Spitzendeckchen an der Wand, das mit dem sinnigen Spruch *Eigner Herd ist Goldes wert* bestickt ist. Den *eigenen Herd* taxiere ich als gasbetriebenes *Gebe*-Modell aus den Sechziger Jahren. Zusammen mit dem Kühlschrank bildet er den einzigen Fremdkörper in dieser altmodischen Küche: Eine typische Oma-Kredenz, ein altdeutscher Tisch, ein offener Kasten, aus dem weiße Porzellanbehälter herausleuchten. Genau, die mit den blauen Aufschriften *Mehl, Zucker, Salz, Gries*, weiters ein Gewürzbord sowie diverse Pfannen und Schöpflöffel, die von einer Holzstange baumeln.

Wie viel würde man von einem Altwarenhändler wohl dafür bekommen? Na, zumindest ein Anfang für Jupps Sanierungskonzept wäre hier gemacht; höchst überfällig, zumal das mit Bollingers Arsenal so kläglich gescheitert ist,

Belinda stellt den Ghettablaster auf den Tisch und hantiert hektisch an dem Gerät herum. Das offenbar von Ö 1 gesendete Klavierkonzert wechselt zu *Pretty Belinda*, die auf dem Hausboot unten am River lebt – offenbar ist sie auf Radio Wien gelandet.

„Leiser bitte“, jammert die alte Amalia nebenan. Wieso hört die das überhaupt?

Nachdem Belinda, der es offensichtlich peinlich ist, aus dem Äther besungen zu werden, bei Radio Arabella gestrandet ist, gibt sie entnervt auf.

„Hi, Lady“, sage ich, „in geheimer Mission unterwegs?“

Sie sieht mich schuldbewusst an. Klar, dass sich die Rolle einer künftigen Heldin an der Seite James Bonds schlecht mit der einer Alten-Betreuerin verträgt.

„Amalia ist eine wichtige Informantin“, murmelt sie trotzig.

Ich nicke. „Welinad. Sehr professionell, dein Deckname.“

Belinda vergisst für einen Augenblick ihre Professionalität und strahlt: „Ich habe mir schon Henna zum Haare färben besorgt, falls dein Roman verfilmt wird.“

„Sehr weit blickend. Fast ein wenig zu weit. – Äh. Darf man wissen, was deine Informantin so liefert?“

„Sie weiß, was in diesem Haus vor sich geht“, flüstert Belinda.

„Ah ja?“

„Sie geht zu Dr. Murks und erfährt fast alles von ihm.“

„Zu wem?“

„Na zu Dr. Murks, demater.“

„Dem was?“ Warum spricht sie nur so leise? Höre ich auch schon schlecht?

„Dem Psychiater“, raunt sie. „Ich weiß nicht, ob es Amalia Recht ist, wenn ich dir das erzähle“, Belinda schießt zur Tür, „Sie sieht zwar schon ein bisschen schlecht, aber sie hört verdammt gut.“

„Was? Die und gut hören?“ Jedes zweite Wort hat sie doch falsch verstanden! Ich bemühe mich, die Fassung zu bewahren und unauffällig drein zu schauen: „Und was erfährt sie so von Dr. Murks?“

„Frau de Jong sammelt Schrumpfköpfe.“

„Ich weiß“, sage ich, „das hat sie mir selbst erzählt, als ich bei ihr war.“

„Du warst bei ihr? Um Gottes Willen.“ Belinda sieht mich erschrocken an. „Sie ist zwar in Behandlung, aber Amalia sagt, dass Dr. Murks sagt, ein Therapieerfolg wäre noch lange nicht in Sicht.“

So steht es also um die ärztliche Schweigepflicht, denke ich, und ob das wohl eine Erklärung dafür ist, warum in diesem Haus immer wieder Leute verschwinden. Wer kann schon einen Menschen- von einem Affenschädel unterscheiden? Ich jedenfalls nicht.

Belinda tritt ganz nah an mich heran und zupft mich am Ärmel. „Meine Eltern sind verschwunden.“

„Was?“

„Ja.“

„Das ist ja schrecklich!“

„Schon, aber sie waren davor auch kaum daheim, weil sie so viel gearbeitet haben. Im Grunde fällt es mir nicht einmal auf. Mein Vater war Ethnologe und meine Mutter Universitätsprofessorin für Vergleichende Sprachwissenschaft.“

Ich weiß nicht, ob ich Belinda bewundernswert oder befremdlich finden soll. Wie sachlich sie spricht! Und sie hat tatsächlich die Vergangenheit gebraucht, als hätte sie bereits mit dem Verlust ihrer Eltern abgeschlossen. Oder tut sie nur so cool, um ihre Rolle an der Seite James Bonds nicht zu gefährden?

„Und was haben die Ermittlungen bis jetzt ergeben?“

„Gar nichts.“

„Was?“

„Niemand weiß, dass sie vermisst sind.“

„Du hast das nicht gemeldet?“

„Nein“, sagt Belinda, „sonst würde ich ja der Fürsorge übergeben. Wer kümmert sich dann um Amalia? Weißt du“, – plötzlich ist sie zum vertraulichen Du übergegangen – „ich hab mir immer so eine Großmutter gewünscht.“

Ich nicke.

„Aber ist denn das Verschwinden deiner Eltern außer dir niemandem aufgefallen?“

„Bis jetzt noch nicht. Mein Vater ist oft auf Reisen und meine Mutter hat ein Forschungsjahr.“

Am liebsten würde ich Belinda in die Arme nehmen, aber sie wirkt nicht einmal trostbedürftig. Was für ein merkwürdiges Kind.

„Ist der Neffe von Frau Bollinger auch bei Dr. Murks in Therapie?“, wechsele ich das Thema.

„Erraten. Weißt du, wegen was?“

„Mhm. Keine Ahnung.“

„Wegen Nekrophilie.“

Mich schaudert. „Du weißt, was das ist?“ Sie nickt. „Du etwa nicht?“ – „Woher kennst du die Bedeutung dieses Worts?“ – „Na, woher wohl? Internet natürlich.“ Klar, eine neue Generation, der man nichts mehr verheimlichen kann. – Bollinger – nekrophil? Und lässt sich behandeln? Sicher nicht freiwillig. Hat er nicht erzählt, er war Polizeifotograf? Woher beschafft er sich jetzt seine Models? „Was tuschelt ihr zwei denn da?“ Frau Amalia öffnet die Tür einen Spalt und steckt den Kopf in die Küche, „wollen wir denn nicht essen?“

„Ich mache uns Buchstabensuppe“, sagt Belinda.

Flugs stellt sie einen Aluminium-Topf – so einen hatten wir in meiner Kindheit daheim – mit Wasser auf den Gasherd.

„Buchstabensuppe, phantastisch!“ Frau Amalia strahlt. „Da können wir ja scrabbeln.“

„Haben Sie jetzt Ihr Hörgerät eingesetzt?“, frage ich argwöhnisch.

„Hörgerät? Ich habe Ohren wie ein Luchs.“ Sie lächelt schelmisch, fast ein wenig schamhaft. „Nehmen Sie’s mir nicht übel, junger Mann, ich habe geschummelt. Mein Gehör entspricht nicht meinem Alter. Die HNO-Ärzte können nicht aufhören, sich zu wundern. Ich bin ein Phänomen, meinen sie.“

Das allerdings. „Aber...“

„Ich hab bloß Spaß gemacht. *Girls just wanna have fun.*“, trällert sie munter. „Wissen Sie, wenn man schon so lange auf der Welt ist, muss man sich ab und zu etwas einfallen lassen, sonst wird es zu fad. Alles wird so vorhersehbar, alles wiederholt sich, man kennt es in- und auswendig...Und Sie haben mir das abgenommen? Hihi, zu komisch, wirklich. Na, als James Bond würden Sie nicht taugen, hä?“

Belinda schickt mir einen giftigen Blick, ich versuche betreten, im Muster des Küchenbodens eine heilsbringende Botschaft zu erkennen.

„Sie nehmen es mir doch nicht übel?“

„Nein“, beeile ich mich zu sagen. (Das büßt du mit deinem Küchen-Inventar.) Ganz schön kreativ, die Alte. Alle Achtung.

„Seit Otto verschieden ist, ist es nicht mehr ganz so öd“, räumt sie ein. „Otto war leider ein großer Langeweiler.“

„Das muss wohl Ihr Mann gewesen sein.“

„Erraten, junger Mann, ich sehe, Sie kennen sich aus mit der Ehe.“

„Nein“, antworte ich und weiß nicht, warum ich mich plötzlich beschämt fühle, „ich habe die Richtige noch nicht gefunden.“

„Falsch“, sagt sie energisch, „die Richtige ist immer falsch. Sie müssen die Falsche finden!“

„Das verstehe ich nicht.“

„Kennen Sie Schopenhauer?“

Sollte ich? Auf welcher Tür wohnt der denn? Bei dem habe ich sicher noch nicht geläutet. Aber vielleicht ist er gar nicht aus unserem Block...

„Äh...“

„Lesen Sie Schopenhauer, junger Mann, lesen Sie Schopenhauer!“

Ach, wieder so ein Lyriker. Das ist gerade noch einmal gut gegangen. Mir fehlen scheinbar ein paar Klassen Oberstufe, bis jetzt habe ich das aber noch nie als Manko empfunden.

Inzwischen hat Belinda einen Suppenwürfel und Teigbuchstaben in den Topf mit dem kochenden Wasser gegeben.

„Wunderbar, wunderbar!“ Frau Amalia klatscht in die Hände. Sie bugsiert ein großes Holzbrett in die Mitte des Tisches, und daneben, am linken Rand eines jeden Gedeckes, eine kleine Untertasse.

„Die Regeln sind folgende“, erklärt sie mir, „Jeder nimmt von seinem Löffel Suppe mit einem Zahnstocher sieben Buchstaben heraus und gibt sie auf das Tellerchen. Die Köchin, also Belinda, darf beginnen und mit ihren Buchstaben auf dem Brett ein Wort bilden. Wir dürfen mit unseren Buchstaben senkrecht und waagrecht anlegen, wie bei einem Kreuzworträtsel. Wenn man keinen passenden Buchstaben hat, muss man aussetzen und darf einen neuen aus dem Topf fischen, verstehen Sie?“

„Ungefähr. Ich denke schon.“

„Man muss nur aufpassen, dass die Suppe nicht kalt wird“, sagt Frau Amalia mütterlich. Sie verschwindet kurz aus der Küche und kehrt mit einer Lupe in der Hand wieder zurück. Erstaunlich schnell. Hat sie die Gebrechlichkeit auch nur markiert? Wenn ich noch lange hierbleibe, entpuppt sie sich am Ende als verkleideter Teenager und marschiert mit Belinda in die Disco!

„Sind die Buchstaben schon weich, Belinda?“

„Noch eine Minute.“

„Ja, der Otto“, seufzt Frau Amalia, „Buchstabensuppe hat er auch immer gern gegessen, nur scrabbeln wollte er nie. Er war halt sehr auf seine Primärbedürfnisse reduziert. Ehrlich gesagt, hab ich sogar versucht, ihn beizeiten loszuwerden, doch es hat nicht geklappt. Die de Jong war ganz vernarrt in ihn. ‚So ein schöner Kopf‘, hat sie immer gesagt, ‚dieser alpine Langschädel.‘ Mein Otto hat leider nicht angebissen, obwohl ich gekuppelt hab wie die Böse. ‚Zeig ihr doch deine Briefmarkensammlung‘, hab ich ihn ermuntert, aber der Otto hat gesagt, dass ihn ihr flackernder Blick nervös macht. Den Otto hat eben alles, was sich bewegt, beunruhigt. ‚Otto‘, hab ich gesagt, ‚Leben ist Bewegung‘, nur davon wollte er nie etwas wissen. Außerdem war er gegen Flieder allergisch.“

Belinda verteilt die Buchstabensuppe mit einem Schöpflöffel auf unsere Teller. Mich irritieren die unzähligen Kombinationen, die sich aus den wenigen Buchstaben ergeben könnten. Es sind doch nur 26, glaube ich mich zu erinnern, beinahe gerate ich ins Sinnieren über die Worte, ihre einzelnen Bedeutungen, wie es kommt, dass wir überhaupt sprechen und einander verstehen können - da klingelt es an der Tür,

„Mach bitte auf!“, wendet sich Frau Amalia an Belinda, die kurz darauf mit Madame Sylvie in die Küche zurückkehrt. „Den Braten hab ich gerochen“, sagt diese.

„Wieso Braten?“ Ich deute auf die Suppe.

„Es ist nur so eine Redensart. Als Schriftsteller sollten Sie das eigentlich wissen.“ Oh, wieder ein Fehler? Zeit für eine neuerliche Begutachtung des Küchenbodens?

Madame Sylvie wirft einen tiefsinnigen Blick auf meinen Teller. „Liebe“, murmelt sie triumphierend, hab ich’s Ihnen nicht schon einmal prophezeit? Eine Affenliebe“, kichert sie. „Das werden Sie auslöffeln müssen.“

Jetzt sieht sie auf Belindas Teller. „Man wird von dir lesen.“

„Ich weiß“, antwortet Belinda.

Die Türglocke geht wieder.

„Gustav Ploderwaschl“, verkündet Madame Sylvie; wie eine Sekretärin, die ihrem Chef einen Besucher meldet.

„Soll ich aufmachen?“, fragt Belinda.

„Natürlich! Das wird ja eine richtige Party.“ Frau Amalias Augen leuchten.

Gustav Ploderwaschl hält in Belindas Gefolge in die Küche Einzug, einen hölzernen Dackel auf Rädern hinter sich herziehend.

„Habt ihr einen Knochen für meinen Fritzi?“

„Leider nein“, antwortet Frau Amalia bekümmert und ein wenig vorwurfsvoll zu Belinda: „Wir sollten unbedingt wieder einmal eine echte Rindsuppe kochen.“

„Nein!“ Madame Sylvies Stimme klingt so schrill, dass es mir durch Mark und Bein geht. „Fritzi muss vegetarisch ernährt werden, sonst wächst er sich zu Friedrich dem Schrecklichen aus. Ich sehe eine Bulldogge, die alles, was ihr unter die Zähne kommt, zerfleischt.“

Es klingelt abermals an der Tür. Herrjemine! So kommen wir doch nie mit den Buchstaben zurande!

15. Kapitel (Walter Baco)

Madame Sylvie schnuppert in die Luft, erhält offenbar höhererseits keine eindeutige Auskunft und begnügt sich mit einem bedeutungsvollen Schweigen. Aus Fritzis Richtung sind ratternde Geräusche zu vernehmen – Unruhe selbst in hölzernen Kreisen? Ich versuche noch rasch, mir von links und von rechts möglichst viele Buchstaben auf die Seite zu räumen und probiere ein paar wagemutige Kombinationen. „Nicht schummeln“, zischt Belinda, doch aller Augen sind auf die Türe gerichtet, die sich jedoch nicht öffnet, weil niemand sich anschickt, dort hinzugehen, alle schon zu müde. Beim dritten Klingeln und erst, als sich Amalia umständlich zur Tür bewegen will, huscht die Kleine hinaus, öffnet die Tür, um sie gleich wieder erschrocken zuzuwerfen: „Huch.“

„Wer wars?“ fragen alle, außer Fritzi.

„Niemand.“ Glaubt ihr niemand.

„Nicht schummeln“, kriegt sie von mir zurück.

„Äh, ein Gespenst.“

„Gespenster gibt’s nicht“, murmelt Amalia, die dafür von Sylvie einen verachtungsvoll strafenden Blick einfängt. Geschäftsstörung, denkt sie wahrscheinlich, wie kann sie nur mit einer einzigen, leicht hingegagten Privatmeinung eine ganze Branche in Misskredit bringen!

Gustav Ploderwaschl setzt zu einem Satz an, dann überlegt er es sich wieder; wahrscheinlich würde das zu lange dauern. Mit einem Ruck steht er auf – Fritzi rattert Richtung Fenster – und stapft zur Tür. Wenn er so gehen würde wie er redet, müsste er jetzt bei jedem zweiten Schritt einen zurück machen oder mindestens ein paar Kreislinien ziehen; das macht er aber nicht, dazu ist die Küche viel zu klein. Belinda versteckt sich, vergräbt ihren Kopf in meinem Ärmel.

„Wo ist sie?“ hört man eine Frauenstimme, nachdem Ploderwaschl den Gast ins Vorzimmer eingelassen hat. Belinda läuft eine halbe Runde um den Tisch, nun sucht ihr Kopf Schutz bei Amalia.

Im Eintreten wird die Besucherin allgemein als Belindas Mutter identifiziert, vereinzelt begrüßt, Fritzi wedelt nicht einmal mit dem Schwanz.

Ploderwaschl hat sich aufs Gestikulieren verlegt – ein Lernprozess! – und will ihr händeringend einen Platz anbieten, doch sie winkt ab.

„Ich dachte, Sie sind verschwunden?“ platzt es aus mir heraus.

„Hat sie das erzählt? Ja, das Kind hat zu viel Phantasie. Sie liest zu viel. Immer diese Phantasy-Geschichten! Da ist noch Fernsehen besser, aber das Kinderprogramm interessiert sie nicht mehr, was soll ich tun?“ Mit den Augen sucht sie die Runde ab, um die Buchstaben kümmert sie sich hingegen kaum.

„Ah, da ist sie ja. Na komm, das Abendessen ist fertig.“

„Ich hab schon Suppe gegessen“, murmelt Belinda trotzig.

Es bahnt sich eine nicht ganz unbekannte: „Na komm schon“-„nur ein bisschen noch“- „es ist schon spät“-„ich will aber noch nicht“-„morgen ist Schule“-„ich bin gar nicht müde“-Szene an, die kurz vor ihrem unabwendbaren Höhepunkt, dem gewaltsamen Eingriff mütterlicher Autorität, von einem neuerlichen Klingeln unterbrochen wird.

„Aufmachen!“ ist von draußen zu hören, eine Männerstimme.

„Nicht aufmachen!“ zischt es herinnen. Diesmal ist sich Madame Sylvie ganz sicher.

Die draußen auch, eine zweite Männerstimme macht sich bemerkbar:

„Aufmachen.“

Fritzis lebende Brüder würden bellen, was das Zeug hält, doch er zieht es vor, im Stillen auf seine Chance zu warten. Ich verfolge die Szene nur aus den Augenwinkeln, denn in der Zwischenzeit konnte ich gänzlich unbemerkt das gesamte Sortiment sondieren, dh ich habe fast alle Buchstaben der Mitspieler einkassiert. Es ist schon genial, dass man nicht nur Haupt- und Zeitworte, sondern auch Eigenschaftswörter und – wie hießen die umständlichen Dinge noch, ah ja - Umstandswörter aus den wenigen Buchstaben bilden kann.

Gottseidank gibt's genug E.s und A.s, ich nenne sie „Selbstsichere“, weil sie so oft vorkommen. Leider gibt's keine Satzzeichen, sodass MEIN ERSTER SUPPENROMAN IN EINEM DURCH UND WOHL IN GROSSBUCHSTABEN VERLAUFEN WIRD. Leider wird meine Karriere durch ein neuerliches Klingeln unterbrochen, dem noch dazu ein heftiges Poltern folgt. Sie dreschen gegen die Tür, eindeutig und unüberhörbar.

„Aufmachen! Sofort aufmachen!“ Sie bleiben bei ihren langweiligen Buchstabenwiederholungen, während ich...

„Nicht aufmachen.“ Auch Sylvie beharrt auf ihrer Anordnung. Die höheren Kräfte wollen uns großes Unheil ersparen, versucht sie uns mit weitaufgerissenen Augen telepathisch mitzuteilen.

„Aufmachen. Polizei.“ Das ist allerdings ein Argument, das manchen der Mitspieler zu einem Umdenken bewegen könnte.

„Aufmachen. Oder wir treten die Türe ein.“ Die Argumente werden stärker, betreten den materiellen Raum. Was ist mehr wert, spirituelle Folgsamkeit oder eine neue Tür?

Die Argumente warten die Entscheidung nicht ab, stürmen mit gezogenen Waffen in die Wohnung. Allerdings ins falsche Zimmer, einer stolpert fluchend über den einzigen Sessel. Belinda kichert, hebt den Kopf, endlich eine sinnvolle Action! Ihre Mutter ist kreidebleich, Amalia weiß, was zu tun ist: sie wechselt von Lesebrille auf Fernbrille: Das Spiel hat sie, aller Buchstaben beraubt, ohnehin eindeutig verloren, das Folgende wird sich nicht mehr auf, sondern höchstens

rund um den Tisch ereignen. Ich überlege, wie man diese Szene, anhand des vorhandenen Materials, also möglichst mit wenigen Buchstaben, am prägnantesten umreißen könnte, werde aber schon wieder von den nichtlyrischen Eindringlingen gestört, die Amalias Küche mit einem lautstark gedehnten „Aha“ als den Zentralpunkt dieser offenbar höchst verdächtigen Versammlung identifiziert haben und sich nun drohend vor uns aufbauen.

Es sind die selben zwei, die mich neulich schon einmal verhört haben, naja Personalnot, kein Wunder.

„Was wird hier gespielt?“ ruft der eine.

„Na, Scrabble“, antwortet Amalia. „Zumindest bis jetzt.“ Der darin enthaltene Vorwurf wegen der äußerst unwillkommenen Unterbrechung ist für feinsinnige Ohren unüberhörbar.

„Ja ja.“ Der Bulle, weder feinsinnig, noch glaubt er ein Wort, beugt sich über meine jüngste Kreation, ein Wort mit 12 Buchstaben!

„Ah, da ist ja der Code“, wendet er sich an seinen Kollegen. Welcher Code? Baut hier jemand etwa Knackwurst-Abschussrampen für Fritz & Co.?

Der Kollege hat seinen Finger in den Suppentopf gesteckt und ihn einfach abgeschleckt.

„Das tut man nicht“, sagt Belinda. Amalia gibt ihr Recht: „Jawohl. Nehmen Sie sich doch einen Löffel“. Sie reicht ihm einen, wischt ihn vorher mit der Serviette ab. Der Kollege ist ganz Detektiv, raunt etwas von „gefährliche Substanz, da müssen die von der Spurensicherung ran“, nimmt aber dann doch noch einen Löffel voll und schickt Amalia ein anerkennendes Nicken, es geht eben nichts über Omas Kochkünste.

Der andere ist nicht so leicht zu überzeugen, er hat sich in mein Buchstabenwirrwarr verstrickt, was weniger schlimm wäre. Leider hat er mich auch beim Kragen genommen, hochgezerrt und mich neben den Sessel gestellt.

„So Bürschchen, dich nehmen wir mit.“-

„Äh. Wieso. Ich hab doch noch nichts – ich meine, ich wollte nur -“ - „Was. Ja, genau, sag uns den Code!“ – Keine Ahnung, bin doch neu in dem Metier. „Lassen Sie mich los. Ich bin Schriftsteller.“ – „Und ich bin der Weihnachtsmann.“ –

„Stimmt gar nicht.“ Belinda will mir helfen, aber gegen die Staatsgewalt ist sie machtlos. – „Jede Aktion wird auf Sie zurückfallen“, Madame Sylvies Hinweis auf karmische Gepflogenheiten verhartet gleichermaßen wirkungslos, man hat mich bereits Richtung Tür geschleppt. „Das ist ein Missverständnis“, versuche ich es noch mal – „Das werden wir dann am Kommissariat aufklären“, gibt der andere zurück. Ja, mit nassen Tüchern, denke ich, und mit ein paar gebrochenen Gliedmaßen. „Ich protestiere“ brülle ich mit meinem ganzen, jungen Schriftsteller-Ich, „für die Freiheit des Worts, in der Suppe! Und gegen Misshandlung und Folter! Und dass alles was ich sage, gegen mich verwendet werden kann!“

„So eine Frechheit“ höre ich, schon von draußen, Amalias entrüstete Stimme. Gerade jetzt hätte ich sie beinahe alle liebgewonnen, meine Mitbewohner. Alle sind auf meiner Seite, plötzlich. „Dabei hat ihm das Spiel so Spaß gemacht! Was hat er denn aus den Buchstaben da zusammengesetzt?“, piepst Belinda. – „12 Buchstaben?“ Madame Sylvie braucht dafür wahrscheinlich nicht einmal hinzusehen: „Zusammenhang.“

16. Kapitel (Irene Wondratsch)

Na gottseidank! - Nachdem die Personalien geklärt sind, werde ich mit vielen Entschuldigungen entlassen. „Es handelte sich ---“, sagt der eine Polizist im gewinnenden Amtsdeutsch, „um ein Missverständnis“. – „Eine äh – Verwechslung“,

ergänzt der andere, der mich vorher noch ziemlich zielsicher am Kragen gepackt hatte; jetzt grinst er zutraulich. Es fehlen mir zwar ein paar Zähne, aber es war ohnehin nur eine Verwechslung. Bedauerlich. Na, dann bin ich ja beruhigt. Wenigstens kann ich noch reden, ohne dass es pfeift.

Jetzt bin ich zwar offiziell rehabilitiert, aber dafür werde ich im Block von allen misstrauisch beäugt – der war im Knast. Schnell spricht sich das herum. Unschuldig? Wer weiß, vielleicht ist er ja doch ein Gauner!

Egal. Sollen sie denken, was sie wollen. Im Moment will ich ohnehin niemand sehen, ich muss mich erst einmal sammeln und ausruhen, oder umgekehrt. Meine Gedanken ordnen, soweit sie es zulassen...

Ein Tage nur Ruhe, nur lesen, oder nichts tun. Wieso lesen? Ansonsten lese ich eigentlich nie, zumindest keine Bücher; höchstens Gebrauchsanleitungen und die Fernsehprogrammzeitschrift -- ob einem da etwas fehlt? Keine Ahnung. Was wohl in all den Büchern drinsteht? Wahrscheinlich liest man ohnehin nur, auf welche Art jemand anderer gerade seine Gedanken geordnet hat. Oder so ähnlich. Vielleicht kann man ihm dabei zusehen, helfen wohl kaum. Auch egal.

Ich habe eine unglaubliche Entdeckung gemacht. In meiner eigenen Wohnung! Zufällig. Mein Schreibblock war vollgekritzelt, dann habe ich schnell nach etwas anderem gesucht, um mir weiter Aufzeichnungen zu machen. Dabei habe ich in einer Lade einen uralten Block gefunden, auf dem ich jetzt gerade schreibe. Irgendwann habe ich zufällig auf die Rückseite geschaut; dort standen ältere Notizen – keine Ahnung, von wem die stammen. Aber beim Durchlesen wurde mir sehr schnell klar – das ist hundertmal interessanter als alles, was ich je schreiben könnte! Wenn ich den Block verkehrt rum halte, dann ist er bis zur Hälfte vollgeschrieben, mit Bleistift. Fast wie eine andere, konträre Seite von mir. Ich habe noch ganz wenig gelesen, doch dieser Block birgt enormen Zündstoff.

7. Jänner

1955

Liebste Ingrid!

Gott sei Dank sind die Feiertage vorüber.

Heiliger Abend ging ja noch an mit den

Weihnachtsmelodien zum Dinner, aber dieser
Sylvester! Bis in die frühen Morgenstunden
English Walz, Tango, Charleston, Boogie-
Woogie, Rumba, Cha-Cha-Cha, ich hab mir
die Finger wund geklumpert. Gewiß habe ich
mich mit Elfriede abgewechselt, aber oft haben
wir auch vierhändig gespielt. Und am
Neujahrstag wiederum volles Programm. Auch
gestern am Drei-Königs-Tag mußten wir das
Gala-Dinner am Klavier begleiten.

Du ahnst nicht, was die Leute in sich
hineinstopfen und in welchen Mengen der
Champagner fließt.

*Ich bin nicht nur wegen der Arbeit froh, daß
jetzt wieder der normale Alltag auf dem Schiff
einkehrt.*

Der Ozeanpianist! Mein Großonkel hat in meiner Familie immer als Bohemien, als enfant terrible gegolten. Ein unsteter Mensch, der keinen festen Boden unter den Füßen hatte und sich lieber auf den Weltmeeren herum trieb. Ich hab ihn ja selbst nie kennen gelernt. Irgendein verrückter Passagier hat während seines Klavierspiels auf ihn geschossen, weil er die „Negermusik“, *Hound Dog* von Elvis Presley, nicht ausstehen konnte. Aber ich habe in einem Fotoalbum ein Bild von ihm gesehen: es zeigt einen kleinen, zarten, von Melancholie umflorten Mann mit fein geschnittenem Gesicht, lockigem Haar, buschigen Brauen, ausdrucksstarken dunklen Augen, schmalen Lippen und auffallend großen Händen.

Wie ist bloß sein Notizblock in meine Schreibtischlade gelangt?

Wieso hat er einen Briefentwurf gemacht? Etwas daran muss ihm wohl sehr wichtig gewesen sein.

*Zu den Feiertagen vermisse ich Dich noch mehr
als sonst. Alle Welt verbringt sie im Kreise
ihrer Lieben und ich bin einsam, fühle mich leer
wie ein Haus ohne Bewohner.*

*Du mein Maiglöckchen, wie sehne ich mich
nach Deinem süßen Duft. Ein Schmetterling
ohne Blüte bin ich.*

So eine Kitschnudel, aber wahrscheinlich haben damals alle derart schwülstig geschrieben. Irgendwie arm, so ohne Internet und Handy.

*Ingrid, willst Du es Dir nicht doch noch
überlegen? Auf der Aurora wollen sie noch einen
Patissier anheuern. Wenn ich an Deinen
Grießschmarren denke, räume ich Dir gute
Chancen ein, Liebste.*

*Ich am Klavier und Du am Herd, im selben
Boot!*

*Unser Schiffsarzt hat mir erzählt, das man in
China ein Mittel gegen Seekrankheit weiß:*

*Stutenmilch, versetzt mit etwas Schneckenschleim
und dem Sekret einer Kurzschwanzspitzmaus.*

*Ich weiß, es klingt widerlich, aber ein Schuß
Eierlikör wird der Mixtur wohl die Schärfe
nehmen und nicht schaden*

Jetzt brauch' ich aber auch einen kräftigen Schluck! Wieso ist denn der Grappa schon leer? Na, dann halt Wodka!

*Und Dein Problem wäre gelöst. Und somit
auch meines, unseres. Wir könnten zusammen
sein. Ingrid, richte gleich ein
Bewerbungsschreiben an die Reederei. Ich besorge
einstweilen die Medizin.*

*Mir wird ganz warm ums Herz, wenn ich
daran denke, Dich bald an meiner Seite zu
wissen.*

*Es umarmt Dich innig und küßt Dich heiß
Dein Max*

15.

Februar 1955

Stürmisch

*Aus, aus und nochmals aus. Ach würde die See
mich verschlingen!*

*Es sind ja nur ein paar Schritte bis zur Reling.
Feig bist Du, Max, so feige. Was hält Dich
noch am Leben ohne Ingrid?*

*Ihr praktischer Sinn ist mir zum Verhängnis
geworden, zum Grab meiner Liebe. Sie wollte
die Wirkung der Arznei gegen Seekrankheit
testen. Aber die Schaukel im Vergnügungspark
ist doch kein Ozeandampfer! Und wer weiß, ob
sie für das Gebräu die richtigen Ingredienzien
hatte. Vielleicht ist der Schleim der
Nacktschnecke nicht so wirksam wie der der
behausten. Oder der Schwanz der Spitzmaus war*

zu lang. Es kann so viele Gründe geben, warum
ihr totenübel wurde.

Ich soll ihr verzeihen, wenn sie danach
trachtet, sich langsam aber sicher - sie werde ja
auch nicht jünger - ein häusliches Glück auf
festem Boden einzurichten.

Als ob das Glück etwas wäre, das auf
Grund gebaut ist. Das Glück ist eine Möwe!
Natürlich verzeihe ich ihr. Wer täte das nicht,
der wahrhaft liebte, aber sie hat mir das Herz
gebrochen. Die Passagiere beklagen sich schon.
Ich soll nicht immer so traurige Weisen spielen.
Als ich dann „Dein ist mein ganzes Herz“ zum

Besten gab, brach ich in Tränen aus. Wie
peinlich! Aber ich glaube, niemand hat es
bemerkt. Eine alte englische Lady war jedoch so
gerührt, daß sie mir einen Ring mit dem größten
und strahlendsten Diamanten schenkte, den ich je
gesehen habe. Für meinen Schatz, hat sie
eugenzwinkernd gesagt. Da mußte ich gleich
wieder heulen.

Wow, das waren noch Zeiten, als alte englische Ladies jungen Männern kostbare Ringe schenkten. Auf mir lastet eindeutig der Fluch der späten Geburt.

Die Iden des

März, 1955

Kalt, leicht windig

Jetzt verläßt mich auch noch meine Kollegin.
Elfriede ist des ständigen Vagabundierens
überdrüssig und will sich in ihrer Heimatstadt
Wien als Klavierlehrerin niederlassen. Welch
ein Abstieg für so eine begabte Pianistin!

16 März

1955

Hoher Wellengang

Dieser merkwürdige Traum letzte Nacht.

Elfriede hatte eine kleine Tochter von
außergewöhnlichem musikalischem Talent. Ein
wahres Wunderkind, das schon im Alter von

vier Jahren hervorragend Klavier spielte. Aber wenn sie vor Publikum auftrat, wurde sie immer so nervös, daß sie patzte. Ich war unter den Zuhörern und litt mit ihr. Mir stockte der Atem, mein Puls raste und ich wachte schweißgebadet auf. Kaum wieder eingeschlafen, traf ich Elfriedes Töchterlein als erwachsene Frau. Ihrer Mutter ähnlich, auch in der Ausübung ihrer Profession. Ihre Karriere als Konzertpianistin war an ihrem schwachen Nervenköstüm gescheitert und so war sie gezwungen, sich ebenfalls als Klavierlehrerin zu

verdingen. Sie sah sehr mitgenommen aus, ein
Bild des Jammers.

5. Mai

1955

Gewitter

Heute hat mich die Hochzeitsanzeige von Ingrid
wie ein Blitz getroffen. Das ging ja schnell.

Diese Frauen! Mit ihrem Nesttrieb!

Sie hat einen Herrn Bollinger geheiratet.

Bollinger, wie gewöhnlich!

Habe mich am Klavier tapfer gehalten und sogar die Melodie zu „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist“ zustande gebracht.

Danach habe ich beschlossen, ihr den Ring mit dem kostbaren Diamant von der alten englischen Lady als Hochzeitsgeschenk zu schicken. Weil ich sie halt immer noch so liebe. Aber vielleicht auch um sie ein wenig zu beschämen.

3. Juni

1955

Flaute

Endlich ein Brief von Ingrid! Sie schreibt, daß sie zu Tränen gerührt und zunächst voller Zweifel war, ob sie dieses Geschenk annehmen dürfe. Sie verdiene es nicht und meine Selbstlosigkeit sei nahezu übermenschlich. Sie habe aber einen Weg gefunden, wie sie das mit ihrem Gewissen vereinbaren könne. Sie hat testamentarisch verfügt, daß nach ihrem Tod der Ring wieder an mich, respektive an meine Nachfahren gehen soll.

Ihr Mann wisse nichts von dieser testamentarischen Verfügung. Ihm gegenüber habe sie den Ring als Familienerbstück ausgegeben.

Aber hallo! Ob der Neffe der alten Bollinger bzw. von Ingrid (?), Wind von dem Testament bekommen hat? Hat er etwa seine Tante mundtot gemacht und den Ring auf unredliche Weise in seinen Besitz gebracht? Und mich damit um mein Erbstück betrogen?

Ich kann mich einer gewissen Schadenfreude nicht erwehren, daß Ingrid diesen Spießbürger von einem Bollinger belügt.

Also wer ist jetzt wer? Und bin ich am Ende mit der Bollinger-Sippe verwandt? Nein, Ingrid, also die alte Bollinger, scheint ja nur die unglückliche, ferne Geliebte meines Großonkels gewesen sein. Oder waren sie etwa verheiratet? Das muss ich unbedingt herausfinden, beizeiten. Aber die Notizen gehen weiter, los, weiterlesen, irgendetwas fesselt mich an dem Schriftstück, eine seltsame Faszination geht von diesem alten Block aus, wenn da nicht – ich kann mich so schlecht konzentrieren, Lesen ist schon etwas Eigenartiges, ein wenig ungewohnt, für mich zumindest, aber das ist es nicht, etwas stört, andauernd, so ein wiederkehrender Reiz, was ist das bloß, warum kann man denn nicht einmal in Ruhe etwas lesen, einmal in Ruhe etwas zu Ende denken? Was ist das? - -Es ist - - Es sind - -Töne, verhallt, Töne, die durch die Mauern dringen, sich erbarmungslos ihren Weg zu mir bahnen, bis in mein Innerstes, Töne! - - Ach ja, das unselige Klavier...

17. Kapitel (Martina Jung/Walter Baco)

Wo ist der Übeltäter? Am Gang begegnet mir Ploderwaschl, heftig winkend läuft er auf mich zu. Ploderwaschl beginnt einen Satz, indem er erklärt, dass er mit diesem Satz eine Erklärung beginnen möchte, die vorläufig darin gipfelt, dass er eine Erklärung ankündigt, warum er jetzt zu sprechen ansetzt, es aber gleichzeitig offenlässt, ob diese Erklärung zutrifft oder nicht, denn indem er sein Sprechen ankündigend erklärt, hat er beinahe alles schon gesagt, womit er wieder beim Ausgangspunkt landet, den er allerdings beizeiten genauer erklären müsste.

Schließlich rückt er dann doch mit einer Aussage heraus, nachdem er mich schon ein paar Minuten von einem Bein zum anderen zappeln sah: „Ich wars nicht, jedenfalls, das können Sie mir glauben, das müssen Sie mir glauben das.“ „Und was genau, wenn man fragen darf? Der im Hof immer an die Wand pinkelt und der jetzt von der Hausverwaltung schon gegen Belohnung gesucht wird?“

„Nein, aber was, würde ich nie, wo ich so eine geräumige, große WC-Toilette habe, mit Wasserspülung gar, wollen Sie sie sehen? Als Beweis?“

„Danke, danke. – Na, was waren Sie sonst nicht?“

„Ich war gar nichts. Bin noch immer nichts. Nur Gustav. Bin Ploderwaschl. Sonst nichts.“

„Sie waren nicht, haben Sie doch gerade gesagt. Was, zum Teufel?“

„Ach so.“

„Hä?“

„Na der, der Sie verpiffen hat.“

„Mich verpiffen?“

„Ich kann nämlich gar nicht pfeifen. Wollen Sie es hören, als Beweis, ich meine, dass Sie nichts hören?“

„Danke, danke. – Äh, verpiffen, wieso?“

„Na, wie Sie abgeholt wurden, von den Polizistenbullen, da, verhaftet, mitten im Spiel, Fritzi ist ganz erschrocken, er wars übrigens auch nicht! – das kann ich beweisen. Wir können ihn fragen...“

Glaube ich auch so.

„Ich muss jetzt aber, muss sofort wieder -“

„Was schon wieder?“

„Ich muss müssen, muss noch was einkaufen, Hundefutter, für mich, ich meine, Sie wissen schon -“

„He, halt, warten Sie dann und wer wars dann??“ Weg ist er. Was war das? Wer war was? Blöde Sprache das.

Rede ich auch schon so wie Ploderwaschl? Wer wars nicht? Wer wars dann? Verpiffen? Auf die Idee bin ich noch gar nicht gekommen. Mich verpiffen? Natürlich, wieso tauchen denn sonst plötzlich 2 Polizisten auf, gehen schnurstracks auf mich zu und nehmen mich mit! Genau. Aber wer? Wieder so ein Rätsel. Gibt's nicht bereits genug?

Also nun endlich zu Belindas Mutter, wie geplant, die fehlt mir noch. Sie wird's wohl nicht gewesen sein. Aber wer weiß! Wen kann man heutzutage schon trauen, in dieser Welt, wo es nur so von Gaunern und Dieben wimmelt!

Neue Tür, neues Glück! Oder: Bei der nächsten Tür wird alles anders ... Weit ist es gekommen. Jetzt muss ich mich schon mit der Mentaltrainingsmasche überlisten. Eigentlich will ich das alles gar nicht mehr. Auskundschafter für Jupp spielen ist ein mühsamer Job. Tarnen, täuschen, sich mit menschlichen Zeitbomben wie Bollinger abgeben, unschuldig verhaftet und verprügelt werden usw. Das ist nicht mein Ding. Mich hält allein der Gedanke bei Laune, dass ich auf meiner Erkundungstour durch sämtliche Wohnungen diesen nervtötenden Pianisten ausfindig machen kann. Oder den Denunzianten. Oder – Die Tür öffnet sich, Belindas Mutter erscheint, eher in einer bequemen Aufmachung. "Sie wünschen?", fragt sie kauend. Sie wirkt ein wenig abwesend, als hätte ich sie gerade bei eine hochspezifischen physikalischen Versuchsanordnung unterbrochen, oder bei einem Vergleich der antiken Hochsprachen, sie ist ja Geisteswissenschaftlerin, wie Belinda berichtete. Ihr leichter Silberblick hat etwas durchaus Charmantes. Erst als sie mich erkennt, erhellt sich dieser um ein paar Töne. "So eine Freude! Der Dichter! Ein echter Künstler. Kommen Sie rein! Kommen Sie rein!" Gleich führt sie mich durch ihre Wohnung. Völlig freiwillig. Sie zeigt mir jedes Zimmer. Sogar das Klo. Im Geist mache ich eine Bestandsaufnahme. Weiß Gott wie wertvoll scheint die Einrichtung nicht zu sein, aber für einen Technik-Freak

ist sie das reinste El Dorado: Drei Computer – davon ein Notebook, drei Fernseher und zwei DVD-Recorder. Außerdem hab ich eine Vitrine mit allerhand Swarovski-Figuren entdeckt. Jupp wird stolz auf mich sein.

Das ich das noch erleben darf! Eine helle, pikobello aufgeräumte Wohnung mit einer freundlichen – offensichtlich stinknormalen – Hausfrau.

"Meine Tochter ist in der Schule. Mein Mann im Büro. Die DVD-Player sind programmiert. Die Zeit ist ideal für einen Plausch. Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten, Herr Stari?"

"Sehr gerne", höre ich mich antworten.

Jetzt muss ich nur noch herausfinden, wann die gute Frau außer Haus ist. Jupp wird wissen wollen, wann der günstigste Zeitpunkt für einen Einbruch ist. Ob sie regelmäßig zum Arzt geht? Belindas Mutter scheint mir nicht die Gesündeste zu sein. Jedenfalls lässt ihre Kurzatmigkeit auf Herzbeschwerden oder Asthma schließen. Bestimmt macht sie irgendeine Therapie, besucht einen Kurs, lernt bauchtanzen oder singt bei einem Chor. Möglicherweise geht sie halbtags arbeiten oder auf ausgedehnte Shoppingtouren zu Swarovski in die Innenstadt. Ein Glück, dass ich sie ausfragen kann, so viel ich will und so lang ich will. Die Menschen lieben es, von sich zu erzählen. Dann fühlen sie sich wichtig. Interesse vortäuschen kann ich mittlerweile perfekt.

"Was möchten Sie wissen?", fragt sie mit einem breiten Lächeln, "für Sie stelle ich sogar meinen Serienplan um und nehme mir 'Scrubs' auf. Aber in vierunddreißig Minuten kommen die 'Gilmore Girls'. Bis dahin müssen wir fertig sein."

"Aha, die wollen Sie sich anschauen."

"Nein, aufnehmen! Ich muss die DVD wechseln. Zehn Minuten nach Beginn der 'Gilmore Girls' startet 'Hinterm Mond gleich links' auf 'SAT 1'. Das schau ich mir an."

"Verstehe. Interessant. Was ich Sie fragen wollte ..."

"Den zweiten DVD-Player hab' ich für 11:30 Uhr eingestellt. Da kommt 'Grey's Anatomy' auf 'PRO 7'. Sie müssen wissen, ich liebe amerikanische Arztserien und diese ganzen 'CSI-G'schichten' mit den feschten jungen Leuten. Am besten ist 'CSI New York'. Dieser Gary Sinise! Ein Traum von einem Schauspieler! Haben Sie die Folge mit dem Pferd gesehen? Oder die, wo sich Mac zum ersten Mal nach dem furchtbaren Tod seiner Frau wieder verliebt?"

"Nein."

Ich kann sie Ihnen borgen. Oder Sie kommen einmal vorbei, auf einen DVD-Nachmittag. Am besten an einem Sonntag."

"Ich dachte, Sie sind Sprachwissenschaftlerin?"

„Ich?“

„Hat Belinda mir erzählt.“

"Ja, das Kind hat viel Phantasie."

„Oder Philosophin. Oder so was Ähnliches. Stimmt das etwa nicht?“

„Doch, doch. Freilich, ich betreibe äh Feldforschungen.“

"In den Serien? "

"Natürlich. Was glauben Sie, was für stereotype Wendungen da vorkommen!"

"Ist das nicht alles Schrott? Ich habe zwar kein Kulturverständnis oder wie man das nennt, aber immer wenn ich diese hohlen Figuren quatschen höre, wird mir regelmäßig schlecht – oder ist das Absicht?"

„Naja, Sie sind Schriftsteller, da haben Sie natürlich andere Ansprüche.“

(Das tut gut). „Der Dichter lebt ja gewissermaßen auf dem Olymp -“

(Tut noch besser).

„...einsam und unerreichbar.“

Einsam stimmt, leider. Unerreichbar auch, Guthaben vom Handy aufgebraucht. Ich muss dringend zu Geld kommen, verdammt noch mal.

„Brauchen Sie etwas?“

Oh, die kann auch hellsehen. „Äh äh.“

„Sie sehen so besorgt aus. Wir intellektuellen Großgeister müssen zusammenhalten.“

„Okay, wenn was dabei rausschaut, warum nicht.“ (Hab ich natürlich nicht gesagt. Sowas denkt man höchstens, und das nur in Gegenwart von Nicht-Hellsehern).

„Aber Sie wollten mich ja was fragen.“

"Ja. Genau. Sie sind also Hausfrau und Mutter."

"Das stimmt."

"Ihre Tochter geht noch zur Schule. Sie ist wie alt?"

"Elf." Ich hätte Belinda eigentlich jünger geschätzt.

"Haben Sie einen Halbtagsjob?"

"Nein, ich bin zu Hause."

"Ihre Eltern ...?"

"Leben leider beide nicht mehr. Vor zwei Monaten ist meine Mutter verstorben. Die hab ich bis zuletzt in ihrer Wohnung im sechzehnten Bezirk gepflegt. Nie im Leben hätte ich Mama in ein Heim abgeschoben. Die Umstände in den städtischen Pflegeheimen sind katastrophal!"

Hätte die Alt-Mami nicht ein paar Monate länger durchhalten können, ärgere ich mich. Dann hätte Jupp ein leichtes Spiel.

"Wissen Sie, mein einziges Hobby ist fernsehen. Seit meiner Kindheit. Hauptsächlich Serien. Je mehr Staffeln umso lieber hab' ich die Serie. Die Figuren wachsen einem so ans Herz. Wären Sie kein Schriftsteller, der solche Geschichten erfindet, ich hätte Sie niemals hereingelassen."

"Sehr klug von Ihnen. Heutzutage muss man vorsichtig sein."

"Wie viele Parteien haben Sie denn schon befragt?"

"Etwa zehn, glaube ich."

"Waren Sie schon bei der Pianistin?"

"Leider nein."

"Wenn Sie die sehen, dann sagen Sie ihr, dass sie nicht so laut üben soll. Sie stört mich beim Fernsehen."

"Okay, ich sag's ihr."

"Die Dame auf Tür Nr. 14. Kennen Sie die?"

"Noch nicht."

"Frau Ernst heißt sie. Eine Freundin von meiner Mutter. Eine feine Frau! Ehemalige Professorin an der Universität. Ihr Mann war Arzt. Die hat keine Kinder und deshalb Geld wie Heu. Geizig ist sie bis dorthinaus! Meiner Tochter schenkt sie zum Geburtstag immer nur eine Tafel Schokolade. Die billigste obendrein. Stellen Sie sich das vor! Naja, sonst wär' sie auch nicht so reich, die Frau Ernst."

Sehr fein! Das nenne ich "networking"! Frau Ernst auf Tür Nr. 14, notiere ich mir im Geist.

Eigentlich könnte ich jetzt gehen, aber das würde womöglich auffallen. Vielleicht kann ich hier noch ein paar Dinge in Erfahrung bringen, die für Jupp – und auch für mich bzw. mein Handy – wichtig sind.

"Waren Sie heuer schon auf Urlaub?", frage ich unter Zuhilfenahme meines Fragenkataloges.

"Ich mache nie Urlaub!" Die Frau ist sichtlich entsetzt.

"Nie?"

"Nein, nie! Was glauben Sie, wie viele Serien ich da verpassen würde!"

„Ja, klar.“

„Wollen Sie nicht dableiben – jetzt beginnt dann gleich - “

„Oh, nein, danke, da will ich lieber nicht stören. Wiedersehen!“

Nichts wie weg, rein in meine Kammer.

Mir reicht, muss mich erst wieder erholen. Ganz schön anstrengend, diese Tage, fast wie Arbeit...

Entspannen wär wichtig, jetzt. Genau jetzt. Entspannen. Wie geht das bloß? Was hat sie gesagt, kommt jetzt als nächstes im Fernsehen? Reich und Schön? Sex is a pity? Wege zum Glück? Alles abwegig. Wo ist denn nur wieder die Fernsehzeitschrift? Ah, da haben wirs: „Der Block“ Na, die sind ihrer Zeit voraus! Ach so, abgeteilt, unten steht noch was: „Block-Buster“. Auch gut.

19. Kapitel (Irene Wondratsch)

So, jetzt reicht es aber, dieses nervtötende Klavierspiel. Ich muss den Übeltäter in flagranti ertappen.

Es ist im 3. Stock. Doch nicht. Noch eine Treppe höher. Jawohl, Nr. 13, Lehmann.

„Bitte sehr?“ Ein furchtloser Mensch öffnet weit die Tür. Der Mensch ist weiblich und nicht nur furchtlos, sondern auch bildhübsch.

„Entschuldigen Sie die Störung“, sage ich, „ich bin ein Nachbar aus dem 1. Stock, dürfte ich mir mit Ihnen einen Termin ausmachen?“

„Aber gern, wenn Sie mir verraten wofür.“ Sie hat einen wachen, offenen Blick.

Plötzlich fällt mir ein, dass ich sie schon einmal gesehen habe. Beim Spar. Sie trug nicht dieses rote Kleid, sondern Jeans. Und sie hatte Unmengen von irgendwelchen Trockenfrüchten in ihrem Einkaufswagen. Oder waren es Erdnüsse?

„Ich bin Schriftsteller und arbeite an einem Projekt über das Haus und seine Bewohner. Wenn Sie nichts dagegen hätten, würde ich Sie gern interviewen. Sie könnten mir ein bisschen aus Ihrem Leben erzählen. Es dauert nicht lange.“

„Interessant. Da sind Sie bei mir genau richtig. Mein Leben gleicht einem Roman, allerdings mit einem sehr traurigen Kapitel.“

Mit einem Mal erscheint sie mir sehr verletztlich, doch ich unterdrücke den Impuls, ihr über die Wange zu streichen oder ihr meinen Arm um die Schultern zu legen.

„Oh“, antworte ich, „das tut mir leid. Natürlich will ich nicht in Ihren Wunden bohren.“

„Aber nein. Erzählen heilt.“

„Dann darf ich also hoffen?“

„Kommen Sie doch herein.“

„Störe ich wirklich nicht?“

...„Kommen Sie schon.“ Sie weicht von der Türschwelle zurück, um mich eintreten zu lassen. Im Vorzimmer glotzen ein paar bunte Bilder von der Raufasertapetenwand herab, links zwei, rechts drei.

Sie öffnet die Tür zu einem Zimmer. Und da -- der Flügel ist sofort sichtbar, er steht an der gegenüber liegenden Wand. Auf dem Klaviersessel sitzt – ich traue meinen Augen nicht – ein behaartes Wesen - das sich in einer Drehung mir zuwendet – ein Schimpanse in Bermuda-Shorts! Er zieht ein paar Mal die Luft durch die Nase ein, wobei seine Nasenflügel in Bewegung geraten, offenbar um meine Witterung aufzunehmen und grinst dann.

„Das ist Arthur“, erklärt die Frau. „Ich bringe ihm gerade das Klavierspielen bei.“

„Arbeiten Sie für den Zirkus?“

„Keineswegs. Er ist kein dressierter Affe. Es ist sein freier Wunsch. Als ich ihm einmal ein Impromptu von Schubert vorspielte, war er so verzückt, dass er unbedingt Klavierspielen lernen wollte. Aber setzen Sie sich doch, dann werde ich Ihnen alles erzählen.“ Sie deutet auf eine Rattansessel-Sitzecke, die von einer überdimensionalen Zimmerpalme überragt wird.

„Wollen Sie etwas trinken?“

„Gerne. Haben Sie Grappa?“

„Aber sicher.“ Und schon kommt sie mit einer Flasche und zwei Gläsern zurück, setzt sich ebenfalls. In der Zwischenzeit hat Arthur den Klavierdeckel zugeklappt, sich zu uns gesellt und im Schaukelstuhl Platz genommen.

„Er trinkt keinen Alkohol“, sagt die Frau zu mir und zu ihm: „Möchtest du einen Milchshake?“ Er schüttelt den Kopf.

„Verzeihung, ich hab mich noch gar nicht vorgestellt, ich heiße Anat.“

„Stari“, antworte ich und „eine Kurzform“, um die immergleichen Spekulationen über meinen Namen auszubremsen.

Anat klingt biblisch, doch selbst leidgeprüft, verschone ich sie mit Fragen.

„Arthur hat mir in einer misslichen Lage sehr geholfen“, beginnt sie. „Mein Vater arbeitete als Pianist auf einem Kreuzfahrtschiff, und ich habe ihn einmal auf einer Reise begleitet. Im Atlantischen Ozean vor der Küste Senegals geriet das Schiff in einen Sturm und lief auf ein Riff auf. Die meisten Passagiere konnten gerettet werden. Mein Vater war leider nicht darunter.“

Sie schaut zu Boden und schweigt. Ich fühle mich hilflos. Was sagt man in einer solchen Situation?

Arthur steht auf, um ihr übers Haar zu streichen. Wie rührend die Zärtlichkeit des Schimpansen anzusehen ist. Er hockt sich zu ihren Füßen nieder, sie kraut ihm das Fell. Ich wünsche mich an Arthurs Stelle.

„Ich ging bei dem Schiffbruch über Bord“, fährt sie fort, „und klammerte mich an eine große Holzplanke. Die Wellen waren so hoch, dass ich die anderen Schiffbrüchigen nicht sehen, und das Getöse so laut, dass ich sie nicht hören konnte. Nur einmal sah ich für einen kurzen Moment ein Rettungsboot.“

Um es kurz zu machen: der Sturm legte sich so plötzlich wie er gekommen war, was mich rettete, weil mich die Kräfte verließen. Ich trieb auf eine Insel zu und wurde an einen wunderbar weißen Sandstrand gespült. Hier lag ich einige Zeit wie betäubt, bis ich wieder zu Kräften kam und ängstlich begann, die Insel zu erforschen. Sie schien nicht groß zu sein. Unbewohnt, jedoch sehr bewachsen. Ich traute mich nicht in den Dschungel hinein, so schön er in seiner tropischen Fülle auch anzusehen war.

Ich ging wieder an den Strand zurück, dachte über mein Schicksal nach und weinte. Da tippte mir jemand zart auf die Schulter. Es war Arthur. Ich erschrak fürchterlich. Doch er hatte ein Bündel Bananen unter dem Arm, bot mir eine an, schälte sie für mich. Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich ein Stück in den Regenwald zu einer Quelle. Nie wieder wird mir Wasser so gut schmecken wie damals, als ich vom Salzwasser und von der Sonne ganz ausgedörrt war.

Arthur errichtete am Strand für mich ein Sonnendach aus Zweigen und Blättern. Dann baute er mir ein Lager für die Nacht und wachte über meinen Schlaf.

Das ging 3 Tage und 3 Nächte so, in denen er mich mit Bananen, Mangos und Nüssen ernährte, bis ich mich allmählich wieder erholte und sogar die Schönheit dieser Bilderbuchinsel genießen konnte.

Dann legte ein Schiff an, jedoch nicht in Rettungsmission. Es war vom senegalesischen Tourismusverband ausgeschickt worden, um die Insel für den

Fremdenverkehr zu erschließen. Die Besatzung staunte nicht schlecht, als sie mich auf der Insel in der Gesellschaft eines Affen vorfand!

Arthur wollte unbedingt mit mir auf das Schiff. Nur auf meine dringliche Bitte nahmen sie ihn mit an Bord.

Seine Immigration war eine aufwendige Sache. Sie müssen sich den Papierkram vorstellen und all diese Impfungen, aber wir haben es geschafft – sie lächelt Arthur kumpelhaft an – und seither sind wir unzertrennlich. Die Sache ist damals natürlich auch durch die Medien gegangen, doch zum Glück bald wieder in Vergessenheit geraten.“

Während ich der unglaublichen Geschichte lausche, denke ich, was für ein Glück dieser Affe doch hat. Nur weil er ihr ein paar Bananen gebracht, eine Wasserstelle gezeigt und ein bisschen Blattwerk zu einem Lager aufgeschichtet hat, lebt er jetzt an der Seite dieser schönen Frau.

„Aber fühlt er sich denn wohl hier, fern von seinem natürlichen Lebensraum?“

Sie schiebt die Unterlippe vor. „Offensichtlich. Es ist erstaunlich, wie rasch er sich an die Zivilisation angepasst hat. Er ist geradezu assimilationswütig. Dennoch habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich ihn seiner Art so entfremde und er nach und nach seine animalische Natur verliert. Das geht so weit, dass er sich ankleiden will – am liebsten trägt er weiße Leinenanzüge und Panama-Hüte – und für die Nahrungsaufnahme verlangt er Essbesteck.“

„Also ich finde das unnatürlich“, hake ich ein, um Zweifel in ihrem Herzen zu säen, das sie an einen Affen verschwendet.

„Aber er ist so glücklich.“

Kunststück, denke ich. Ich beschließe, sie von ihren Gewissensbissen und mich und die übrigen Mieter von Arthurs klavierspielerischen Bemühungen zu befreien. Jupp soll für seine Entführung sorgen. Ich bin sicher, dass man auf dem Schwarzmarkt nicht nur für Kunstschätze, sondern auch für exotische Tiere gute Preise erzielt.

Überschwänglich bedanke ich mich für die sensationelle Story und verabschiede mich unter dem Vorwand, dass ich einen Anruf meines Verlegers erwarte – nicht ohne mich zu vergewissern, dass ich wiederkommen darf.

Ich stürme zwei Treppen höher zu Jupp, erzähle ihm atemlos die Geschichte. Er glaubt mir kein Wort. „Du hast zu viel dichterische Phantasie.“

„Jupp, ich bitte dich! Läute doch bei Tür 13 an, überzeuge dich selbst.“

„Hauch mich an!“

„Ja, ich habe Grappa getrunken, aber das tut nichts zur Sache.“

„Mein lieber Stari, komm wieder, wenn du dich ausgenüchtert hast.“

Frustriert schlage ich die Tür hinter mir zu und rufe den Aufzug. Er ist, wie so oft, außer Betrieb. Ich laufe die Stiegen hinunter zu meiner Wohnung, stolpere fast. So ein Blödmann, der Jupp. Soll er doch selber schauen, wie er sich saniert. Obwohl die Entführung von Arthur würde auch für mich... ach was –

Kapitel 39 (Irene Wondratsch)

Jupp hat mir einen Floh ins Ohr gesetzt. Seit neuestem drängt er mich fortwährend, die alte Frau Bollinger im Pflegeheim zu besuchen: „Schließlich ist sie höchstwahrscheinlich deine Mutter, klär das auf. Wenn sie tatsächlich deine Mutter ist, dann bist du ihr Erbe. Wer weiß, was die alles auf der hohen Kante hat. Vielleicht haben wir bald ausgesorgt.“

„Wir? Sie ist *meine* Mutter.“

Was sag ich da, Jupp macht mich noch ganz verrückt, ist das denn überhaupt sicher?

„Also bitte. Sieh das doch nicht so eng; schließlich war ich es, der die Sache ins Rollen gebracht hat.“

Was heißt ins Rollen? Ins Schleudern, ich bin schon ganz durcheinander. Da werd ich quasi von einem Tag auf den anderen zum Kuckucksei und lebe seit Jahrzehnten mit den falschen Eltern. Blödsinn, sowas kommt höchstens im Theater vor. In der Schule hat uns unser Deutschlehrer genötigt, ein Stück von – wie hieß der Kerl nur? Shakespeare glaube ich – anzuschauen, bei dem sich am Ende die lang getrennten Zwillinge wieder gefunden haben.

„Gut, Jupp“, entgegne ich, um ihn mir vom Hals zu schaffen. „Wenn du Recht hast, wirst du deinen Teil bekommen.“ – ‚Anteil‘ würde es wohl richtiger heißen, in seiner Welt.

In der Tat zieht er zufrieden ab, nicht ohne mir vorher den taktischen Ratschlag zu geben, nach erfolgter Offenbarung möglichst rasch einen Notar für das Testament beizuziehen, bevor meine Mutter vor lauter Rührung der Schlag trifft.

Irgendwie ist Jupp ein herzloser Mensch. Wenn sie nun wirklich meine echte Mutter ist – so was muss man doch erst verdauen!

Ich beschließe, Anat in Vertrauen zu ziehen.

Nach einer Liebesnacht – mein Gott schon wieder so ein schwülstiger Ausdruck, ich werd noch ganz verrückt (andererseits liebten wir uns ja wirklich und Nacht war es auch) – spreche ich sie auf die Geschichte von Arthur an. Ob er nicht zufällig eigentlich Thomas heiße.

Anat sieht mich mit ganz großen Augen an. „Ja, so hat er geheißt, aber woher in aller Welt weißt du das?“

Ich erzähle ihr die Geschichte von Onkel Max, vom Schreibblock, von dem Affen und von dem Holländer mit den Tierexperimenten und dass der Wind meinem Onkel die Rezeptur zu dem Unsterblichkeits-Elixier in die Hände gespielt hat.

„Das ist ja unglaublich, diese Fügung des Schicksals!“ Ich sehe, wie sie eine Gänsehaut bekommt und die Härchen in ihrem bezaubernden Nacken sich aufstellen. Selbst wenn mich diese Frau angelogen hat, ich steh trotzdem total auf sie.

„Die alten de Jongs, meine Großeltern väterlicherseits nämlich, inklusive der Kellermanns, meine Großeltern mütterlicherseits, haben ihr halbes Leben damit zugebracht, nach Arthur, äh Thomas, zu suchen, um noch reicher zu werden und sich einen unsterblichen Ruhm mit der Erfindung der Unsterblichkeit zu erwerben. Großvater ist das Rezept nämlich nie wieder eingefallen. Er soll sich verrückt damit gemacht haben. Hat andauernd Formeln auf Zettel gekritzelt und ist dann in einer Nervenheilanstalt gelandet.“

Onkel Max hat das Rezept im Meer versenkt, damit kein Unheil damit angerichtet werden kann. *Einen so tiefgehenden Eingriff in die Schöpfung kann man nicht zulassen.* So hat er es ausgedrückt. *Ich zerriss den Zettel und warf die Papierschnitzel ins Meer, wo sie noch eine Weile auf den Wellen tanzten, bevor sie meinem Blick entschwanden.*“

„Ein kluger Mann, dein Onkel Max.“ Anat nickt zustimmend.

„Dabei war er so unglücklich, weil seine geliebte Ingrid einen anderen geheiratet hat.“

„Ingrid?“

„Na, die alte Frau Bollinger.“

„Nein!“ Anat schlägt sich mit der Hand auf die Stirn. „Da hat sie sich einigermaßen falsch entschieden. Ihr Mann war doch ein richtiges Ekel. Eifersüchtig bis zum geht nicht mehr, er selbst hat sie aber ständig betrogen. Angeblich ist ja dein Freund Jupp ein uneheliches Kind von ihm.“

„So viel Schicksal wäre kaum auszuhalten.“ Das würde auch Jupps zweifelhaften Charakter erklären, bei diesen Genen.

Anat gibt mir Recht.

„Wir sind eine richtige Schicksalsgemeinschaft in diesem Haus. Aber lass dir weiter erzählen. Mein lieber Vater hat die Machenschaften seiner Eltern und Schwiegereltern abscheulich gefunden. Und am traurigsten war es für ihn zu erleben, wie sich auch seine einstmals so geliebte Isolde, die als Kind grenzgenial gewesen sein soll, meine Mutter also, du kennst sie ja, die de Jong, hat anstecken lassen.“

Mir wird immer schwindliger. Ich glaube, jetzt brauch ich einen Zettel, um mir die Verwandtschaftsbeziehungen aufzuzeichnen. Sollte ich das jemals zu Papier bringen, muss ich vorne so einen Stammbaum zeichnen, sonst kennt sich kein Schwein aus.

„Schließlich hat sich mein Vater scheiden und von seiner Professur für Orientalistik karenzieren lassen. Um Abstand zu gewinnen, hat er eine Weltreise auf einem Kreuzfahrtschiff gemacht, auf der ich ihn begleiten durfte. Ich war immer schon sein ein und alles und in dieser schweren Zeit wohl auch sein Trost. Auch ich habe ihn sehr geliebt. Den Rest kennst du ja.“

Sie vergräbt das Gesicht in den Händen und beginnt zu schluchzen.

Ich streiche ihr beruhigend über ihr Haar, lege meine Hände sanft auf ihre Schulter.

„Jetzt ist das schon so lange her und immer noch...“, sagt sie.

Ich nicke.

„Thomas hab ich dann mit seinem Einverständnis auf Arthur umgetauft.“

„Warum?“

Weil mein Exmann, dieses Scheusal, Thomas geheißen hat, meine erste Liebe hingegen Arthur.“

„Das verstehe ich. Und wie hast du deine Mutter dazu gebracht, den Mund zu halten?“

„Ich hab ihr gedroht, den ganzen Skandal mit den Tierversuchen aufzudecken. Ich habe ihre grauenhafte Schädelammlung fotografiert. Das wäre dann Schmach statt Ruhm. Das sah sogar meine Mutter ein, Ehrgeiz hin oder.“

„Wie hältst du es aus, mit ihr unter einem Dach zu leben?“

„Die Wohnung gehört mir. Vater hat sie den Kellermanns abgekauft, als ich geboren wurde, um für mich vorzusorgen.“

Ihr Vater muss wirklich ein lieber Mensch gewesen sein, da könnte sich meiner ein Beispiel an ihm nehmen!

„Nach der Scheidung hatte ich kein Geld für eine andere Wohnung, aber ich zahle auf einen Bausparvertrag ein.“

„Spart man, indem man Männer kostenlos mit Shiatsu verwöhnt?“

Jetzt lacht sie. „Der Plural ist hier nicht angebracht. Du bist die Ausnahme.“ Plural, Plural. Damit haben sie uns in der Schule doch immer gequält. Ich glaube, das heißt Mehrzahl. Ob man das als Schriftsteller wissen muss? Aber ich schreib ja eh auf Deutsch. Möglichst gleich einen Bestseller, damit Anat und ich hier rasch ausziehen können.

Kapitel 40 (Irene Wondratsch)

Früher oder später musste es ja sein. Also stehe ich, frisch gewaschen und gekämmt, vor der Tür zu Frau Bollingers Zimmer in dem noblen Pflegeheim. Ich bin erleichtert, dass meine Mutter offenbar so begütert ist, dass sie nicht in einem dieser schrecklichen Altersheime darben muss.

Meine Mutter? Bald werde ich es wissen. Ich stehe mit Herzklopfen und einem Blumenstrauß vor der Tür wie ein Youngster vor seinem ersten Date, brauche eine Weile um zaghaft anzuklopfen.

„Ja, bitte?“

Ich zögere.

„Herein!“

Ich sehe die alte Frau Bollinger, gepflegt wie immer, mit silbrig glänzendem Pagenkopf und in einem wunderschönen Kimono im Rollstuhl bei der offenen Terrassentür sitzen.

„Aber Stari! Das ist sehr reizend, dass Sie mich besuchen!“

Sie strahlt über das ganze Gesicht.

„Ich habe schon so lang keinen Besuch mehr gehabt, mein Neffe lässt sich ja nie blicken.“

„Und Ihre Kinder?“

Frau Bollinger seufzt. „Ich habe keine Kinder. Meine Ehe ist leider kinderlos geblieben. Aber was schauen Sie denn so entgeistert, das kommt manchmal vor. Ich hätte sogar liebend gerne ein Kind adoptiert, aber mein Mann wollte davon nichts wissen, er hat sich mehr für Frauen interessiert.“

Also mit allem habe ich gerechnet, nur nicht damit, dass meine Frage, für die ich all meinen Mut zusammen nehmen musste, so rasch beantwortet wird, dass ich sie noch gar nicht stellen konnte.

„Was für schöne Tulpen. Woher wissen Sie, dass Tulpen meine Lieblingsblumen sind?“

„Intuition“, stammle ich. Meinen nächtlichen Spaziergang im Stadtpark an den Tulpenbeeten vorbei lasse ich unerwähnt.

Frau Bollinger steuert mit ihrem Rollstuhl auf eine Vitrine zu, der sie eine Vase entnimmt.

„Würden Sie sie bitte einwässern? Und stellen Sie sie auf den Tisch auf der Terrasse. Wir werden draußen Kaffee trinken. Die Sonne scheint so warm. Sie mögen doch Kaffee?“

Ich nicke. Sie gleitet zum Telefon, bestellt Kaffee und Kekse. „Und etwas Biskuit, Schwester, bitte.“

Und schon sitzen wir auf der Terrasse. Ich betrachte Frau Bollinger, die so gar nicht verwirrt ist, wie ihr Neffe behauptet hat. Sie hat wache Augen und eine klare Stimme. Dabei fällt mein Blick auf ihre Hände, genauer gesagt auf ihren beringten Finger: Ein Ring aus Weißgold mit einer Blüte aus Aquamarin, der in der Sonne funkelt.

Sie ist meinem Blick gefolgt.

„Ein schönes Stück, nicht wahr? Jugendstil. Sehr kostbar. Mein Geliebter hat ihn mir geschenkt, er war Pianist auf einem Ozeandampfer, daher der Aquamarin – zu Edelstein erstarrtes Wasser.“

„Ich weiß.“

„Was wissen Sie?“

„Dass Ihnen Max den Ring geschickt hat.“

Frau Bollinger sieht mich fassungslos an. „Woher wissen Sie das?“

„Ich habe einen Schreibblock von meinem Onkel gefunden mit Tagebuchaufzeichnungen und Briefentwürfen an Sie.“

„Max war Ihr Onkel?“

Ich nicke.

„Wahlverwandtschaft“, flüstert sie, „dann sind wir ja schicksalsmäßig wahlverwandt.“

„Aber Sie haben einen anderen gewählt.“

Frau Bollinger schaut betrübt. „Das war vielleicht der größte Fehler meines Lebens. Ich habe einen anderen geheiratet, denn dieses unstete Leben auf schwankenden Brettern, das war nicht meins. Ich habe das auf die Dauer nicht ausgehalten. Ich wollte in einen sicheren Hafen.“

Diese Frauen immer mit ihrem Nesttrieb.

„Leider bin ich in einer unglücklichen Ehe gelandet, die, wie gesagt, kinderlos geblieben ist.“

„Warum haben Sie sich denn nicht scheiden lassen?“

„Wollte ich ohnehin. Doch kurz bevor es so weit war, hat irgendein Verrückter Max erschossen, das wissen Sie ja. Und nach diesem tragischen Ende hatte ich keine Kraft mehr. Ich hatte auch solche Schuldgefühle. Irgendwie fühle ich mich für seinen Tod verantwortlich.“

„Aber Sie können doch nichts für einen Verrückten, der gar nichts mit Ihrer Geschichte zu tun hat.“

Sie zuckt mit den Schultern.

„Immerhin ist mir ein Stück von Max geblieben, nämlich Sie, sein Neffe. Jetzt weiß ich wenigstens, woher meine Sympathie für Sie kommt.“

Sie betrachtet mich eingehend. „Sie haben seine Nase und seine Brauen. Diesen Schwung.“

Meint sie jetzt meine Nase oder meine Brauen?

„Sie haben etwas von Briefentwürfen gesagt. Mir hat er nach unsrer Trennung nie mehr geschrieben. Nur ein Päckchen geschickt, eben mit diesem kostbaren Ring. Eine Karte lag dabei: „In immerwährender Liebe, Dein Max.“

Teufel auch, er hat die Briefe gar nicht abgeschickt! Wahrscheinlich wollte er Ingrid schonen und die Briefe waren nur sowas wie eine Therapie für ihn.

„Könnten Sie mir diesen Notizblock einmal mitbringen?“

„Selbstverständlich, mach ich gern.“

Doch gleichzeitig packt mich der Schreck. Seine unabgeschickten Briefe werden sie aufwühlen und sie wird noch mehr Schuldgefühl bekommen, sofern ich etwas von der menschlichen Psyche verstehe. Ich muss mir irgendeine Ausrede einfallen lassen. Vielleicht, dass Arthur den Block versteckt hat. Affen können ja manchmal boshaft sein.

„Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn Sie mich Tante Ingrid nennen?“

„Ganz und gar nicht, Frau Bol..., ich meine, Tante Ingrid.“

„Du bist ein lieber Neffe. So einen Sohn hätte ich mir immer gewünscht.“

Stari, denke ich bei mir, jetzt bist du in einem Melodram gelandet. Gleich kommt es noch dicker:

„Umarme mich“, fordert Tante Ingrid.

Wie soll man jemandem im Rollstuhl umarmen? Ich knie nieder und schling meine Arme um ihren Oberkörper, drücke sie vorsichtig an mich, sie ist so eine zarte Frau. Mein Gott, wenn mich nur niemand sieht.

Dann zieht sie den Ring vom Finger und gibt ihn mir.

„Den überlasse ich dir, Stari, den schenkst du einmal deiner Liebsten.“

„Das kann ich nicht annehmen.“

„Bitte! Schau, ich bin eine alte Frau und werde bald sterben. Soll ich den Ring mit ins Grab nehmen?“

„Ja, aber Ihr Neffe!“

„Wahlverwandtschaft zählt manchmal mehr als Blutsverwandtschaft, Stari.“
Ich bedanke mich höflich und kündige meinen nächsten Besuch mit „meiner Liebsten“ an.

Tante Ingrid ist entzückt.

„Jetzt geh aber, lass sie nicht so lang allein.“

Ohne Kaffee und Kekse? Na gut, hat mich eh ganz schön hergenommen, meine Nicht-Mutter.

Wieder daheim läute ich bei Jupp an und schreie: „Sie hat gar keine Kinder, sie hat gar keine!“

„Wer?“

„Na, Tante Ingrid, Frau Bollinger.“

„Schrei nicht so, es muss ja nicht gleich das ganze Haus hören.“

Er will mich in seine Wohnung ziehen, aber ich mache abrupt kehrt auf der Türschwelle und stürme zu Anat.

Wir küssen uns, dann hole ich den Ring aus der Hosentasche. „Für dich, meine Liebste.“

Anat starrt den Ring fassungslos, aber doch irgendwie verzückt an und will eine Erklärung.

Ich lege los.

Kapitel 45 (Irene Wondratsch)

Anat macht sich immer öfter Gedanken über Arthur, sorgt sich um ihn.

„Wir werden eines Tages sterben, aber was wird dann aus ihm? Wer weiß, wo er landet? Seine Unsterblichkeit ist ein Fluch. Auch er empfindet das so, ich habe mehrmals mit ihm darüber gesprochen.“

Für mich hat der Gedanke, unsterblich zu sein, sowieso etwas Bedrohliches, obwohl das Leben mit Anat bis jetzt einen absoluten Höhepunkt in meinem Dasein darstellt.

„Gerade die Vergänglichkeit macht doch das Leben erst so kostbar“, meint Anat.

„Und erträglich. Stell dir vor, du müsstest immer und ewig zum Zahnarzt gehen.“

Wir lachen. Aber dann grübeln wir weiter, wie wir Arthurs Schicksal, das ihm ein skrupelloser Mensch auferlegt hat, wenden könnten.

„Ich hab's“, sagt Anat. „Wir müssen dem Affengott opfern.“

Ich bin ganz baff. Ich weiß ja, dass es eine Menge Götter gibt, aber einen Affengott?

„Dem Affengott? Etwa eine Kiste Bananen oder einen Sack Erdnüsse?“

„Nein, wir müssen ihm in diesem Fall das Kostbarste opfern, das wir haben.“

„Das Kostbarste, was ich habe, das bist du, und ich habe nicht vor, dich an einen Affengott abzutreten.“

„Nein, keine Menschenopfer“, murmelt Anat beschwichtigend.

„Wo ist denn dieser Affengott überhaupt zuhause?“

„Na in Indien, da sind ihm viele Tempel geweiht, die über und über mit Affen verziert sind. Ich glaube, er heißt Hanuman, wenn ich mich richtig erinnere. Lass uns gleich ins Web schauen!“

Indien Hanuman-Tempel am Eingang zum Uperkot Fort.

Der Affengott Hanuman zählt zu den beliebtesten Göttern in ganz Indien. Der Grund dafür ist das populärste Stück der indischen Religionsliteratur, die Ramayana, denn darin spielt der Affengott eine wichtige Rolle. Die Ramayana ist in fast allen asiatischen Ländern präsent; die Fernsehserie mit mehr als 1000 Folgen ist die beliebteste und längste in Indien und in Asien. Der böse Dämon Rawana entführt dabei Sita, die Ehefrau Ramas. Dem Affengott Hanuman gelingt es mit einer List, Sita zu befreien:

Hanuman ist der Sohn des vedischen Gottes Waju. Er kann jede erdenkliche Gestalt annehmen. Von seiner Geburt an wuchs seine Kraft und Klugheit von Jahr zu Jahr.

Eines Tages traf er den Gott Rama und seinen Bruder Lakshman. Rama war auf der Suche nach seiner Frau Sita, die von dem Dämon Rawana entführt worden war. Hanuman sah, dass das Schicksal ihn zum Diener Ramas auserkoren hatte und so sammelte er eine Armee, um Sita zu finden und zu befreien.

Sie fanden das Versteck in Lanka. Hanuman nahm die Gestalt eines normalen Affen an und schlich sich in den Palast, wo er die von Dämonen bewachte Sita fand. Sita erschrak beim Anblick des sprechenden Affens, doch Hanuman zeigte ihr zum Beweis seiner Absicht einen Ring Ramas.

Sita wollte sich aber von Hanuman nicht retten lassen, da die Ehre Ramas dadurch verletzt würde, wenn er seine Frau nicht selbst retten würde.

Daraufhin zerstörte Hanuman mit seiner Armee die Stadtmauern und den Palast des Dämonen und tötete eine Vielzahl seiner Wachen.

Im Zuge der Gegenwehr setzte der Dämonenkönig Rawana den Schwanz des Affengottes in Brand, der daraufhin eine riesenhafte Gestalt annahm und mit seinem Schwanz das Feuer über die ganze Stadt ausbreitete. Dann holt er Rama, der seine Frau aus Lanka befreite.

Zurück in Ramas Heimat trat die Affenarmee die Heimreise an, nur Hanuman entschloss sich, zum Zeichen der Treue bei Rama zu bleiben. Der Affenkönig Sugriwa forderte daraufhin ein Zeichen für die Treue, worauf sich Hanuman die Brust aufriss. In seinem Inneren trug er ein Bild von Rama und Sita (siehe Abbildung).

Wegen seiner großen Hingabe (Bhakti) wird er von der Bhakti-Bewegung als mächtiger Magier und Meister über Zauberkräfte (Siddha) verehrt. Aufgrund der Heiligkeit Hanumans werden die ihm geweihten Tempeln von vielen Pilgern aufgesucht.

„Wenn du dich unbedingt der Bhakti-Bewegung anschließen und unter die Pilger mischen willst, könntest du ihm vielleicht eines deiner Bilder opfern, schlage ich vor, oder sogar dein Lieblingsbild, dann ist es wirklich ein großes Opfer.“

Doch Anat starrt auf ihren Ringfinger. „Der Ring muss es sein.“

„Woher willst du wissen, dass sich der Affengott etwas aus einem Ring macht?“

„Ich weiß es einfach.“

Was soll ich dem entgegensetzen?

„Aber nur mit Tante Ingrids Erlaubnis, darauf bestehe ich.“

„Selbstverständlich.“

Also brechen wir zu Tante Ingrid auf, die sofort Anats Meinung teilt.

„Max hat das unselige Rezept zur Unsterblichkeit vernichtet, dann wird es auch in seinem Sinn sein, wenn sein Ring Arthur davor bewahrt.“

Tante Ingrid hat Arthur, den wir letztes auf unserem Besuch mitgenommen haben, gleich ins Herz geschlossen. Sie wird ihn während unserer Indien-Reise in ihre Obhut nehmen.

„Gegen einen kleinen Aufpreis werden Haustiere hier akzeptiert“, sagt sie.

Arthur mault ein bisschen. Er möchte auch wieder einmal verreisen. Aber wir machen ihm klar, dass es wegen der strengen Sicherheitsbestimmungen im Flugverkehr ein zu hohes Risiko darstellt, um ihn mitzunehmen.

„Solange du nicht wie Hanuman jede Gestalt annehmen kannst, also auch die eines Menschen, wird das nicht gehen.“

Tante Ingrid verspricht ihm zu seinem nächsten Geburtstag eine Schiffsreise nach Indien. Sie will ihn begleiten, denn schließlich habe er sich auch bei dem alten Goldsmith als Pfleger bewährt. In der Zwischenzeit solle er sich mit Bollywoodfilmen trösten. Sie deutet auf den riesigen Flachbildschirm ihres Fernsehers, der fast die Größe einer Kinoleinwand hat.

In der Zwischenzeit hat Ingrid Onkel Max' Notizen gelesen - Anat war dagegen, ihr diese vorzuenthalten - und hat sie eigentlich ganz gut verdaut. Sie musste zwar viel dabei weinen, erzählt sie, aber nachher habe sie sich erleichtert gefühlt. Es habe ihr geholfen, dieses Kapitel ihres Lebens abschließen zu können.

Nun gilt es, die Location herauszufinden. Anat will die Reise checken. Der Hanuman-Tempel befindet sich im Bundesstaat Gujarat und zwar in der Stadt Junagadh. Selbige liegt auf der Halbinsel Kathiawar etwa 875 km nordwestlich von Mumbai. Der nächst gelegene Flughafen in Keshod ist 40 km entfernt. „Gott sei Dank“, sagt Anat, „die Eisenbahnfahrten in Indien gelten zwar als sehr romantisch und abenteuerlich, aber die Züge sind meist überfüllt und vor dem Ticketschalter muss man sich oft stundenlang anstellen. Lediglich die erste Klasse ist klimatisiert, die zweite hat wenigstens noch gepolsterte Sitze, und in der dritten gibt's nur mehr Holzbänke.“

„Hanuman sei Dank“, sag auch ich, „dass er in einer Stadt mit Flughafennähe ansässig ist.“ Mir tut schon nach zwei Stunden Fahrt in einem dieser Nostalgiezüge der Hintern weh.

Anat bucht Billigflüge für uns. Es sind sogar Direktflüge von München nach Keshod.

Andere Menschen schlafen vor dem Fernseher ein, im Konzert oder Theater, ich hingegen im Flugzeug. Das gleichmäßige Brummen der Maschine nach dem Start hat eine sedierende Wirkung auf mich. Ich verstehe gar nicht, wie manche Menschen bei einem derart beruhigenden Geräusch Flugangst haben können.

Anat steht total auf den Start. Sie hätte lieber eine Route gebucht, bei der wir mehrmals umsteigen müssen.

„Das ist so ein geiles Gefühl, die Beschleunigung und das Abheben, ich komme dabei fast immer zum Orgasmus.“

Soll ich jetzt eifersüchtig sein auf den Piloten? Oder den Flugschein machen? Einfacher ist es, bei der konventionellen Praktik zu bleiben oder anlässlich der Indien-Reise das Kamasutra zu studieren.

„Ist es schöner als wenn du mit mir?“

„Aber nein, Darling, das kann man doch gar nicht vergleichen!“

Allerdings weiß ich jetzt nicht, wie ich bei dem Vergleich abschneide. Egal - ich bin bereits zu schläfrig um nachzufragen.

Leider stört die Flugbegleiterin meinen Schlaf: „Wollen Sie lieber Hähnchen oder Lachs?“

Noch ehe ich mich wehren kann, klappt sie schon mein Brett am Vordersitz herunter und schiebt mir das in einer Box verpackte Menü samt Plastikbesteck in Zellophanhülle hinüber. Erinnert mich an meine Campingurlaube. Anat bemerkt, wie ich die Nase rümpfe.

„Sollte ich jemals eine berühmte Malerin werden, reisen wir erster Klasse“, verspricht sie. „Dann gibt’s nur noch Austern, Chablis und Kaviar und Champagner, so viel du magst.“

Als wir in Keshod aussteigen, umfängt uns schwülheiße Luft, als hätten wir soeben ein Dampfbad betreten. Aber wo ist der Schlauch mit dem kalten Wasser zum Abspritzen?

Kaum haben wir die Passkontrolle passiert und unsere Koffer vom Förderband geschnappt, werden wir hinter der Warteschranke von Menschen umringt, die uns die Gepäckstücke aus der Hand reißen wollen und uns *rooms, rooms* und Taxis anbieten. Ich habe Angst, von ihnen in Stücke gerissen zu werden.

Anat nimmt mich bei meiner freien Hand, verlässt mit mir das Flughafengebäude und steuert zielstrebig einen Taxistandplatz an. Mit dem Fahrer verhandelt sie minutenlang um den Fahrpreis nach Junagadh, bis er ihr angemessen erscheint.

Das Auto hat keine Klimaanlage, die Stoßdämpfer scheinen auch im Eimer zu sein. Aus dem Radio tönt Sitarmusik. Ich bekomme unweigerlich Appetit auf einen Joint. Warum sind wir nicht nach Goa gefahren, statt einem Affen einen kostbaren Ring zu opfern, für den man schon jede Menge Marihuana bekäme. Ich könnte mir Anat sehr gut als Hippie-Girl vorstellen, in einem indischen Baumwollkleid, mit einem Stirnband und *Flowers in her hair*.

Doch das Schicksal hält scheinbar etwas anderes für mich bereit. Auf der Straße trotten Rinder, denen unser Chauffeur geschickt ausweicht. Menschen von milchkafee-farbener bis moccabrauner Haut hocken am Straßenrand, verkaufen Obst, Gemüse, Gewürze sowie kleine Skulpturen aus Holz oder Stein. Und Schmuck. Ob sich der Affengott wohl auch mit einem Ring von der Straße zufrieden geben würde? Ich traue mich dieses Thema nicht anzusprechen, das kommt bei Anat sicher nicht gut an. Sie ist so ein korrekter Mensch.

Wahrscheinlich hat sie mir der Himmel zu meiner Besserung geschickt... Der Himmel, von dem hier gnadenlos die Sonne brennt. Der Fahrtwind durch die geöffneten Autofenster bringt keine Kühlung, sondern bläst wie ein Haarföhn auf Stufe zwei. Er bringt aber auch Düfte, die Anat mit geschlossenen Augen und seligem Lächeln einatmet, manchmal jedoch Gestank.

Wellblechbuden und Behausungen, die nur aus ein paar Pflöcken und Palmblätterdächern bestehen, werden mehr, ebenso wie die Menschen am Straßenrand, nur dass sie nichts zu verkaufen haben, offenbar nähern wir uns allmählich der Stadt.

Anat nennt dem Fahrer eine Adresse - ich traue meinen Augen nicht, als das Taxi vor einem Palast hält, der zu einem Hotel umgebaut wurde.

„Das ist der neueste Trend in Indien. Diese Unterkünfte sind nicht einmal so teuer“, sagt Anat. Ich betrete die Hotelhalle, fühle mich sofort wie ein Maharadscha.

Die Bettdecke in unserem Zimmer ist mit Rosenblättern zu einem wahren Kunstwerk dekoriert. Das traut man sich ja kaum zu zerstören. Ich sammle sie sorgfältig ein und bitte Anat, sich nackt aufs Bett zu legen. Dann schmücke ich sie mit den Rosenblättern und lasse mir alle Zeit der Erde dabei, indem ich jeden Flecken ihrer Haut mit meinen Blicken liebevoll betrachte. Das scheint sie sehr zu erregen, besonders als ich bei ihren Innenschenkeln angelangt bin.

„Bitte legen Sie die Sicherheitsgurte an und stellen Sie Ihren Sitz gerade“, sage ich, „wir starten gleich!“

Nachher gehen wir in den mit exotischen Bäumen, Sträuchern und Blumen bepflanzten Park des Hotelpalastes, nehmen auf einer der Rattansitzgruppen

Platz, trinken starken, würzigen Tee. Inzwischen ist es kühler geworden. Anat schlägt einen Stadtbummel vor.

Also von Bummeln kann in diesem Getümmel keine Rede sein. Menschenmengen schieben sich durch Straßen ohne Gehsteige. Frauen in bunten Saris steigen über Bettler und Krüppel in den Rinnsalen. Noch nie habe ich so viel verstümmelte einbeinige und einarmige Menschen auf einem Fleck gesehen. Manche bestehen nur noch aus ihrem Rumpf. Ein Stimmengewirr aus Lachen und Klagen.

„Nirgends liegen Tod und Leben so nah beieinander wie in diesem Land“, sagt Anat.

Wenn da nicht immer wieder diese betörenden Duftwolken wären, könnte man sich glatt anspeiben beim Anblick von so viel Elend, das die Wohlhabenderen gar nicht zu stören scheint. „Alltagsnormalität“, fällt mir ein.

Am nächsten Morgen brechen wir ganz zeitig zum Hanuman-Tempel auf. Ich will den Ring in meinem Bauchgürtel endlich loswerden und so schnell wie möglich wieder nach Hause. Zum Glück haben wir unseren Rückflug schon am nächsten Tag, weil ich arbeiten muss. Ja, Anat hat mir bei ihrer Galeristin Arbeit verschafft. Zunächst soll ich die Bilder aufhängen, denn in 3 Tagen ist schon die Vernissage von Tante Ingrids Neffen, der mittlerweile lebende Frauen auch reizvoller zu finden scheint als tote.

Die Fotos von geschändeten Leichen hätten mir gerade noch gefehlt nach diesem Land, wo schon viele der Lebenden in so einem erbarmungswürdigen Zustand sind.

Mit der Zeit soll ich in der Galerie auch in die PR-Arbeit einsteigen. Klingt toll, aber am Anfang werde ich nur Einladungen per Post und per Email versenden, später dann Journalisten kontaktieren. Zumindest ist das so geplant. Und die Einladungen texten und die Folder, weil ich ja Schriftsteller bin, wie alle glauben. Ich soll mich nur zunächst in die Fachsprache einarbeiten.

Ich kriege einen Schweißausbruch, obwohl die Temperatur noch einigermaßen erträglich ist. Trotz der frühen Stunde sind schon so viele Menschen unterwegs, unser Taxi kann sich kaum durchschlängeln. Klar, alle wollen die Morgenkühle ausnützen.

Vor dem Tempel drängen sich die Pilger, manche rutschen auf den Knien, doch nicht, weil sie so fromm sind, sondern weil ihnen ein Stück der unteren Gliedmaßen fehlt.

Ein Brahmane versperrt uns den Weg zum Tempeleingang. Gegen Spenden führt er die Pujas, die Zeremonien für die Gläubigen, durch.

„Du wirst ihm doch nicht etwa den Ring geben“, flüstere ich Anat erschrocken zu.

„Natürlich nicht. Er ist zwar ein Priester, aber wer weiß.“

Sie zieht eine ziselierte Dose aus Silber mit einem Taschenspiegel hervor. Er betrachtet das gute Stück von allen Seiten, hält es prüfend gegen das Licht. Als er den Verschluss aufschnappen lässt und sein Spiegelbild erblickt, lächelt er zufrieden.

Wir dürfen der Zeremonie beiwohnen. Er besprengt die Statue des Hanuman mit einer Art Weihwasser – bloß riecht es viel besser –, legt ihm eine Schale mit Betelnüssen zu Füßen und winkt einen Sitarspieler herbei, der Hanuman mit seinen Klängen erfreuen soll. Wir lauschen andächtig. Dann verbeugt sich der Brahmane vor dem Affengott, wir tun es ihm gleich. Der Priester dreht sich um, deutet uns, ihm zum Ausgang zu folgen. Diesen Augenblick nützt Anat, um den Ring dem Affengott in sein leicht geöffnetes lächelndes Maul zu stecken. Als

Hanuman den Ring verschluckt, erzeugt das einen leisen hellen Klang. Der Priester dreht sich irritiert um, doch wir folgen ihm ganz knapp auf den Fersen, schieben ihn sachte zum Tempel hinaus.

Im Hotel ruft Anat Tante Ingrid an. „Es ist vollbracht“, flötet sie feierlich.

Am nächsten Morgen teilt uns Tante Ingrid telefonisch mit: „Heute habe ich, als ich Arthurs Fell bürstete, drei weiße Haare entdeckt.“